

Austerlitz

2. Auflage: Oktober 2003

Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag,
einem Unternehmen der S. Fischer Verlag GmbH,
Frankfurt am Main, Januar 2003

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung
des Carl Hanser Verlags München Wien
Carl Hanser Verlag München Wien 2001

Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 3-596-14864-2

In der zweiten Hälfte der sechziger Jahre bin ich, teilweise zu Studienzwecken, teilweise aus anderen, mir selber nicht recht erfindlichen Gründen, von England aus wiederholt nach Belgien gefahren, manchmal bloß für ein, zwei Tage, manchmal für mehrere Wochen. Auf einer dieser belgischen Exkursionen, die mich immer, wie es mir schien, sehr weit in die Fremde führten, kam ich auch, an einem strahlenden Fröhsummertag, in die mir bis dahin nur dem Namen nach bekannte Stadt Antwerpen. Gleich bei der Ankunft, als der Zug über das zu beiden Seiten mit sonderbaren Spitztürmchen bestückte Viadukt langsam in die dunkle Bahnhofshalle hineinrollte, war ich ergriffen worden von einem Gefühl des Unwohlseins, das sich dann während der gesamten damals von mir in Belgien zugebrachten Zeit nicht mehr legte. Ich entsinne mich noch, mit welch unsicheren Schritten ich kreuz und quer durch den inneren Bezirk gegangen bin, durch die Jeruzalemstraat, die Nachtegaalstraat, die Pelikaanstraat, die Paradijsstraat, die Immerseelstraat und durch viele andere Straßen und Gassen, und wie ich mich schließlich, von

Kopfschmerzen und unguten Gedanken geplagt, in den am Astridplein, unmittelbar neben dem Zentralbahnhof gelegenen Tiergarten gerettet habe. Dort bin ich, bis es mir ein wenig besser wurde, auf einer Bank im Halbschatten bei einer Vogelvoliere gesessen, in der zahlreiche buntgefiederte Finken und Zeisige herumschwirrten. Als der Nachmittag sich schon neigte, spazierte ich durch den Park und schaute zuletzt noch hinein in das erst vor ein paar Monaten neu eröffnete Nocturama. Es dauerte eine ganze Weile, bis die Augen sich an das künstliche Halbdunkel gewöhnt hatten und ich die verschiedenen Tiere erkennen konnte, die hinter der Verglasung ihr von einem fahlen Mond beschienenes Dämmerleben führten. Ich weiß nicht mehr genau, was für Tiere ich seinerzeit in dem Antwerpener Nocturama gesehen habe. Wahrscheinlich waren es Fleder- und Springmäuse aus Ägypten oder aus der Wüste Gobi, heimische Igel, Uhus und Eulen, australische Beutelratten, Baumratter, Siebenschläfer und Halbaffen, die da von einem Ast zum anderen sprangen, auf dem graugelben Sandboden hin und her huschten oder gerade in einem Bambusdickicht verschwanden. Wirklich gegenwärtig geblieben ist mir eigentlich nur der Waschbär, den ich lange beobachtete, wie er mit ernstem Gesicht bei einem Bächlein saß und immer wieder denselben Apfelschnitt wusch, als hoffe

er, durch dieses, weit über jede vernünftige Gründlichkeit hinausgehende Waschen entkommen zu können aus der falschen Welt, in die er gewissermaßen ohne sein eigenes Zutun geraten war. Von den in dem Nocturama behausten Tieren ist mir sonst nur in Erinnerung geblieben, daß etliche von ihnen auffallend große Augen hatten und jenen unverwandt



forschenden Blick, wie man ihn findet bei bestimmten Malern und Philosophen, die vermittels der rei-



nen Anschauung und des reinen Denkens versuchen, das Dunkel zu durchdringen, das uns umgibt. Im üb-

rigen ging mir, glaube ich, damals die Frage im Kopf herum, ob man den Bewohnern des Nocturamas bei Einbruch der wirklichen Nacht, wenn der Zoo für das Publikum geschlossen wird, das elektrische Licht andreht, damit sie beim Aufgehen des Tages über ihrem verkehrten Miniaturuniversum einigermaßen beruhigt in den Schlaf sinken können. – Die Bilder aus dem Inneren des Nocturamas sind in meinem Gedächtnis im Laufe der Jahre durcheinandergeraten mit denjenigen, die ich bewahrt habe von der sogenannten *Salle des pas perdus* in der Antwerpener Centraal Station. Versuche ich diesen Wartesaal heute mir vorzustellen, sehe ich sogleich das Nocturama, und denke ich an das Nocturama, dann kommt mir der Wartesaal in den Sinn, wahrscheinlich weil ich an jenem Nachmittag aus dem Tiergarten direkt in den Bahnhof hineingegangen beziehungsweise eine Zeitlang zunächst auf dem Platz vor dem Bahnhof gestanden bin und hinaufgeblickt habe an der Vorderfront dieses phantastischen Gebäudes, das ich am Morgen bei meiner Ankunft nur undeutlich wahrgenommen hatte. Jetzt aber sah ich, wie weit der unter dem Patronat des Königs Leopold II. errichtete Bau über das bloß Zweckmäßige hinausreichte, und verwunderte mich über den völlig mit Grünspan überzogenen Negerknaben, der mit seinem Dromedar als ein Denkmal der afrikanischen Tier- und Eingeborenen-

welt hoch droben auf einem Erkerturm zur Linken der Bahnhofsfassade seit einem Jahrhundert allein gegen den flandrischen Himmel steht. Als ich die von einer sechzig Meter hohen Kuppel überwölbte Halle der Centraal Station betrat, war mein erster, vielleicht durch den Tiergartenbesuch und den Anblick des Dromedars in mir ausgelöster Gedanke, daß es hier, in diesem prunkvollen, damals allerdings stark heruntergekommenen Foyer, in die marmornen Nischen eingelassene Käfige für Löwen und Leoparden und Aquarien für Haifische, Kraken und Krokodile geben müßte, gerade so wie man umgekehrt in manchen zoologischen Gärten mit einer kleinen Eisenbahn durch die fernsten Erdteile fahren kann. Aufgrund von dergleichen, in Antwerpen sozusagen von selbst sich einstellenden Ideen ist es wohl gewesen, daß mir der heute meines Wissens als Personalkantine dienende Wartesaal wie ein zweites Nocturama vorgekommen ist, eine Überblendung, die natürlich auch daher rühren mochte, daß die Sonne sich hinter die Dächer der Stadt senkte, gerade als ich den Wartesaal betrat. Noch war der Gold- und Silberglanz auf den riesigen halbblinden Wandspiegeln gegenüber der Fensterfront nicht vollends erloschen, da erfüllte ein unterweltliches Dämmer den Saal, in dem weit auseinander, reglos und stumm, ein paar Reisende saßen. Ähnlich wie die Tiere in dem Nocturama, un-

ter denen es auffällig viele Zwergrassen gegeben hatte, winzige Fennekfüchse, Springhasen und Hamster, schienen auch diese Reisenden mir irgendwie verkleinert, sei es wegen der außergewöhnlichen Höhe der Saaldecke, sei es wegen der dichter werdenden Düsternis, und ich nehme an, daß ich darum gestreift worden bin von dem an sich unsinnigen Gedanken, es handle sich bei ihnen um die letzten Angehörigen eines reduzierten, aus seiner Heimat ausgewiesenen oder untergegangenen Volks, um solche, die, weil nur sie von allen noch überlebten, die gleichen gramvollen Mienen trugen wie die Tiere im Zoo. — Eine der in der *Salle des pas perdus* wartenden Personen war Austerlitz, ein damals, im siebenundsechziger Jahr, beinahe jugendlich wirkender Mann mit blondem, seltsam gewelltem Haar, wie ich es sonst nur gesehen habe an dem deutschen Helden Siegfried in Langs Nibelungenfilm. Nicht anders als bei all unseren späteren Begegnungen trug Austerlitz damals in Antwerpen schwere Wanderstiefel, eine Art Arbeitshose aus verschossenem blauem Kattun, sowie ein maßgeschneidertes, aber längst aus der Mode gekommenes Anzugsjackett, und er unterschied sich auch, abgesehen von diesem Äußeren, von den übrigen Reisenden dadurch, daß er als einziger nicht teilnahmslos vor sich hin starrte, sondern beschäftigt war mit dem Anfertigen von Aufzeichnungen und

Skizzen, die offenbar in einem Bezug standen zu dem prunkvollen, meines Erachtens eher für einen Staatsakt als zum Warten auf die nächste Zugverbindung nach Paris oder Ostende gedachten Saal, in welchem wir beide saßen, denn wenn er nicht gerade etwas niederschrieb, war sein Augenmerk oft lang auf die Fensterflucht, die kannelierten Pilaster oder andere Teile und Einzelheiten der Raumkonstruktion gerichtet. Einmal holte Austerlitz aus seinem Rucksack einen Photoapparat heraus, eine alte Ensign mit ausfahrbarem Balg, und machte mehrere Aufnahmen von den inzwischen ganz verdunkelten Spiegeln, die ich jedoch unter den vielen Hunderten mir von ihm bald nach unserer Wiederbegegnung im Winter 1996 überantworteten und größtenteils unsortierten Bildern bisher noch nicht habe auffinden können. Als ich schließlich an Austerlitz herantreten bin mit einer auf sein offenkundiges Interesse an dem Wartesaal sich beziehenden Frage, ist er auf sie, in keiner Weise verwundert über meine Direktheit, sogleich ohne das geringste Zögern eingegangen, wie ich ja oft seither erfahren habe, daß Alleinreisende in der Regel dankbar sind, wenn sie, nach manchmal tagelang nicht unterbrochenem Schweigen, eine Ansprache finden. Verschiedentlich hat es sich bei solchen Gelegenheiten sogar gezeigt, daß sie dann bereit sind, sich einem fremden Menschen rückhaltlos zu öffnen. So

allerdings ist es bei Austerlitz, der mir auch in der Folge kaum etwas von seiner Herkunft und seinem Lebensweg anvertraute, damals in der *Salle des pas perdus* nicht gewesen. Unsere Antwerpener Konversationen, wie er sie später bisweilen genannt hat, drehten sich, seinem erstaunlichen Fachwissen entsprechend, in erster Linie um baugeschichtliche Dinge, auch schon an jenem Abend, an dem wir miteinander bis gegen Mitternacht in der dem Wartesaal auf der anderen Seite der großen Kuppelhalle genau gegenübergelegenen Restauration gesessen sind. Die wenigen Gäste, die sich zu später Stunde dort aufhielten, verliefen sich nach und nach, bis wir in dem Buffetraum, der dem Wartesaal in seiner ganzen Anlage wie ein Spiegelbild glich, allein waren mit einem einsamen Fernet-Trinker und mit der Buffetdame, die mit übereinandergeschlagenen Beinen auf einem Barhocker hinter dem Ausschank thronte und sich mit vollkommener Hingebung und Konzentration die Fingernägel feilte. Von dieser Dame, deren wasserstoffblondes Haar zu einem vogelnestartigen Gebilde aufgetürmt war, behauptete Austerlitz beiläufig, sie sei die Göttin der vergangenen Zeit. Tatsächlich befand sich an der Wand hinter ihr, unter dem Löwenwappen des Belgischen Königreichs, als Hauptstück des Buffetsaals eine mächtige Uhr, an deren einst vergoldetem, jetzt aber von Eisenbahnruß und Tabaks-

qualm eingeschwärztem Zifferblatt der zirka sechs Fuß messende Zeiger in seiner Runde ging. Während der beim Reden eintretenden Pausen merkten wir beide, wie unendlich lang es dauerte, bis wieder eine Minute verstrichen war, und wie schrecklich uns jedesmal, trotzdem wir es doch erwarteten, das Vorrücken dieses, einem Richtschwert gleichenden Zeigers schien, wenn er das nächste Sechzigstel einer Stunde von der Zukunft abtrennte mit einem derart bedrohlichen Nachzittern, daß einem beinahe das Herz aussetzte dabei. – Gegen Ausgang des 19. Jahrhunderts, so hatte Austerlitz auf meine Fragen nach der Entstehungsgeschichte des Antwerpener Bahnhofes begonnen, als Belgien, dieses auf der Weltkarte kaum zu erkennende graugelbe Fleckchen, mit seinen kolonialen Unternehmungen sich auf dem afrikanischen Kontinent ausbreitete, als an den Kapitalmärkten und Rohstoffbörsen von Brüssel die schwinderregendsten Geschäfte gemacht wurden und die belgischen Bürger, von grenzenlosem Optimismus beflügelt, glaubten, ihr so lange unter der Fremdherrschaft erniedrigtes, zerteiltes und in sich uneiniges Land stehe nun im Begriff, als eine neue Wirtschaftsgroßmacht sich zu erheben, in jener jetzt weit schon zurückliegenden und doch unser Leben bis heute bestimmenden Zeit, war es der persönliche Wunsch des Königs Leopold, unter dessen Patronat

sich der anscheinend unaufhaltsame Fortschritt vollzog, die nun auf einmal im Überfluß zur Verfügung stehenden Gelder an die Errichtung öffentlicher Bauwerke zu wenden, die seinem aufstrebenden Staat ein weltweites Renommee verschaffen sollten. Eines der solchermaßen von höchster Instanz in die Wege geleiteten Projekte war der von Louis Delacenserie entworfene, im Sommer 1905 nach zehnjähriger Planungs- und Bauzeit in Anwesenheit des Monarchen in Betrieb genommene Zentralbahnhof der flämischen Metropole, in dem wir jetzt sitzen, sagte Austerlitz. Das Vorbild, das Leopold seinem Architekten empfahl, war der neue Bahnhof von Luzern, an dem ihn besonders das über die sonst übliche Niedrigkeit der Eisenbahnbauten dramatisch hinausgehende Kuppelkonzept bestach*, ein Konzept, das von Delacenserie in seiner vom römischen Pantheon inspirierten Kon-



den 5. Februar, als ich längst wieder in tiefstem Schlaf in meinem Züricher Hotelzimmer lag, ist dann in dem Luzerner Bahnhof ein mit großer Geschwindigkeit sich ausbreitendes und den Kuppelbau gänzlich zerstörendes Feuer ausgebrochen. Von den Bildern, die ich am nachfolgenden Tag davon in den Zeitungen und am Fernsehen gesehen habe und die ich während



* Bei der Durchsicht dieser Aufzeichnungen entsinne ich mich jetzt wieder, daß ich im Februar 1971, während eines kurzen Aufenthalts in der Schweiz, unter anderem auch in Luzern gewesen und dort, nach einem Besuch im Gletschermuseum, auf dem Rückweg zum Bahnhof längere Zeit auf der Seebrücke stehengeblieben bin, weil ich beim Anblick der Kuppel des Bahnhofsgebäudes und des schneeweiß hinter ihr in den klaren Winterhimmel aufragenden Pilatusmassivs an die viereinhalb Jahre zuvor in der Antwerpener Centraal Station von Austerlitz gemachten Bemerkungen haben denken müssen. Ein paar Stunden später, in der Nacht auf

onstruktion auf eine derart eindrucksvolle Weise verwirklicht wurde, daß selbst wir Heutigen, sagte Austerlitz, ganz so, wie es in der Absicht des Erbauers lag, beim Betreten der Eingangshalle von dem Gefühl erfaßt werden, als befänden wir uns, jenseits aller Profanität, in einer dem Welthandel und Weltverkehr geweihten Kathedrale. Die Hauptelemente seines monumentalen Bauwerks habe Delacenserie den Palästen der italienischen Renaissance entlehnt, sagte Austerlitz, doch gäbe es auch byzantinische und maurische Anklänge, und vielleicht hätte ich selber bei meiner Ankunft die aus weißen und grauen Granitsteinen gemauerten Rundtürmchen gesehen, deren einziger Zweck es sei, in den Reisenden mittelalterliche Assoziationen zu erwecken. Der an sich lachhafte Eklektizismus Delacenseries, der in der Centraal Station, in ihrem marmornen Treppenfoyer und der Stahl- und Glasüberdachung der Perrons Vergangenheit und Zukunft miteinander verbinde, sei in Wahr-

mehrerer Wochen nicht aus dem Kopf bringen konnte, ist für mich etwas Beunruhigendes und Beängstigendes ausgegangen, das sich in der Vorstellung verdichtete, daß ich der Schuldige oder zumindest einer der Mitschuldigen sei an dem Luzerner Brand. Noch viele Jahre später habe ich manchmal in meinen Träumen gesehen, wie die Flammen aus dem Kuppeldach schlugen und das gesamte Panorama der Schneeanpen illuminierten.

heit das konsequente Stilmittel der neuen Epoche, sagte Austerlitz, und dazu, fuhr er fort, passe es auch, daß uns an den erhobenen Plätzen, von denen im römischen Pantheon die Götter auf den Besucher herabblicken, im Bahnhof von Antwerpen in hierarchischer Anordnung die Gottheiten des 19. Jahrhunderts vorgeführt werden – der Bergbau, die Industrie, der Verkehr, der Handel und das Kapital. Ringsum in der Eingangshalle seien, wie ich gesehen haben müsse, auf halber Höhe steinerne Schildwerke mit Symbolen wie Korngarben, gekreuzten Hämmern, geflügelten Rädern und ähnlichem angebracht, wobei das heraldische Motiv des Bienenkorbs übrigens nicht, wie man zunächst meinen möchte, die dem Menschen dienstbar gemachte Natur versinnbildlicht, auch nicht etwa den Fleiß als eine gemeinschaftliche Tugend, sondern das Prinzip der Kapitalakkumulation. Und unter all diesen Symbolbildern, sagte Austerlitz, stehe an höchster Stelle die durch Zeiger und Zifferblatt vertretene Zeit. An die zwanzig Meter oberhalb der kreuzförmigen, das Foyer mit den Bahnsteigen verbindenden Treppe, dem einzigen barocken Element in dem gesamten Ensemble, befinde sich genau dort, wo im Pantheon in direkter Verlängerung des Portals das Bildnis des Kaisers zu sehen war, die Uhr; als Statthalterin der neuen Omnipotenz rangiere sie noch über dem Wap-

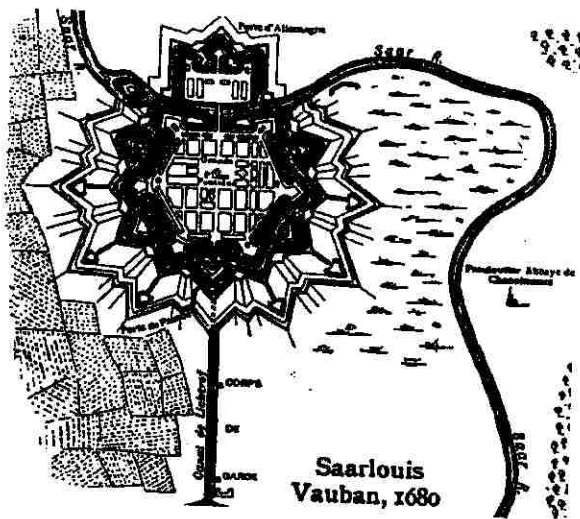
pen des Königs und dem Wahlspruch *Eendracht maakt macht*. Von dem Zentralpunkt, den das Uhrwerk im Antwerpener Bahnhof einnehme, ließen sich die Bewegungen sämtlicher Reisender überwachen, und umgekehrt müßten die Reisenden alle zu der Uhr aufblicken und seien gezwungen, ihre Handlungsweise auszurichten nach ihr. Tatsächlich, sagte Austerlitz, gingen ja bis zur Synchronisierung der Eisenbahnfahrpläne die Uhren in Lille oder Lüttich anders als die in Gent oder Antwerpen, und erst seit der um die Mitte des 19. Jahrhunderts erfolgten Gleichschaltung beherrsche die Zeit unbestrittenermaßen die Welt. Nur indem wir uns an den von ihr vorgeschriebenen Ablauf hielten, vermochten wir die riesigen Räume zu durchheilen, die uns voneinander trennten. Freilich, sagte Austerlitz nach einer Weile, hat das Verhältnis von Raum und Zeit, so wie man es beim Reisen erfährt, bis auf den heutigen Tag etwas Illusionistisches und Illusionäres, weshalb wir auch, jedesmal wenn wir von auswärts zurückkehren, nie mit Sicherheit wissen, ob wir wirklich fortgewesen sind. — Es war für mich von Anfang an erstaunlich, wie Austerlitz seine Gedanken beim Reden verfertigte, wie er sozusagen aus der Zerstreutheit heraus die ausgewogensten Sätze entwickeln konnte, und wie für ihn die erzählerische Vermittlung seiner Sachkenntnisse die schrittweise Annäherung an eine

Art Metaphysik der Geschichte gewesen ist, in der das Erinnernte noch einmal lebendig wurde. So ist mir unvergeßlich geblieben, daß er seine Erläuterungen des bei der Fabrikation der hohen Wartesaalspiegel angewendeten Verfahrens beschloß, indem er, im Gehen noch einmal an den mattschimmernden Flächen emporblickend, sich selber die Frage stellte, *combien des ouvriers périssent, lors de la manufacture de tels miroirs, de malignes et funestes affectations à la suite de l'inhalation des vapeurs de mercure et de cyanide*. Und so wie er an jenem ersten Abend geendet hatte, so fuhr Austerlitz am nächsten Tag, für den wir uns auf der Wandelterrasse an der Schelde verabredet hatten, in seinen Betrachtungen fort. Er deutete auf das breite, in der Morgensonne blinkende Wasser hinaus und sprach davon, daß auf einem gegen Ende des 16. Jahrhunderts, während der sogenannten kleinen Eiszeit, von Lucas von Valckenborch gemalten Bild die zugefrorene Schelde vom jenseitigen Ufer aus zu sehen sei und hinter ihr, sehr dunkel, die Stadt Antwerpen und ein Streifen des flachen, gegen die Meeresküste hinausgehenden Lands. Aus dem dusteren Himmel über dem Turm der Kathedrale *Zu Unserer Lieben Frau* geht gerade ein Schneeschauer nieder, und dort draußen auf dem Strom, auf den wir jetzt vierhundert Jahre später hinausblicken, sagte Austerlitz, vergnügen sich die Antwerpener auf

dem Eis, gemeines Volk in erdfarbenen Kitteln und vornehmere Personen mit schwarzen Umhängen und weißen Spitzenkrausen um den Hals. Im Vordergrund, gegen den rechten Bildrand zu, ist eine Dame zu Fall gekommen. Sie trägt ein kanariengelbes Kleid; der Kavalier, der sich besorgt über sie beugt, eine rote, in dem fahlen Licht sehr auffällige Hose. Wenn ich nun dort hinausschaue und an dieses Gemälde und seine winzigen Figuren denke, dann kommt es mir vor, als sei der von Lucas van Valckenborch dargestellte Augenblick niemals vergangen, als sei die kanariengelbe Dame gerade jetzt erst gestürzt oder in Ohnmacht gesunken, die schwarze Samthaube eben erst seitwärts von ihrem Kopf weggerollt, als geschähe das kleine, von den meisten Betrachtern gewiß übersehene Unglück immer wieder von neuem, als höre es nie mehr auf und als sei es durch nichts und von niemandem mehr gutzumachen. Austerlitz sprach an diesem Tag, nachdem wir unseren Aussichtsposten auf der Wandelterrasse verlassen hatten, um durch die Innenstadt zu spazieren, lange noch von den Schmerzensspuren, die sich, wie er zu wissen behauptete, in unzähligen feinen Linien durch die Geschichte ziehen. Bei seinen Studien über die Architektur der Bahnhöfe, sagte er, als wir am späteren Nachmittag müde vom vielen Herumgehen vor einem Bistro auf dem Handschuhmarkt saßen, bringe

er nie den Gedanken an die Qual des Abschiednehmens und die Angst vor der Fremde aus dem Kopf, obwohl dergleichen ja nicht zur Baugeschichte gehöre. Freilich verrieten gerade unsere gewaltigsten Pläne nicht selten am deutlichsten den Grad unserer Verunsicherung. So ließe sich etwa am Festungsbau, für den Antwerpen eines der hervorragendsten Beispiele liefere, gut zeigen, wie wir, um gegen jeden Einbruch der Feindesmächte Vorkehrungen zu treffen, gezwungen seien, in sukzessiven Phasen uns stets weiter mit Schutzwerken zu umgeben, so lange, bis die Idee der nach außen sich verschiebenden konzentrischen Ringe an ihre natürlichen Grenzen stoße. Studiere man die Entwicklung des Festungsbaus von Floriani, da Capri und San Micheli über Rusenstein, Burgsdorff, Coehoorn und Klengel bis zu Montalembert und Vauban, so sei es erstaunlich, sagte Austerlitz, mit welcher Beharrlichkeit Generationen von Kriegsbaumeistern, trotz ihrer zweifellos überragenden Begabung, an dem, wie man heute leicht sehen könne, von Grund auf verkehrten Gedanken festgehalten hätten, daß man durch die Ausarbeitung eines idealen Tracé mit stumpfen Bollwerken und weit vorspringenden Ravelins, die eine Bestreichung des gesamten vor den Mauern gelegenen Aufmarschgebiets durch die Kanonen der Festung erlaubte, eine Stadt so sichern könne, wie überhaupt auf der Welt

etwas zu sichern sei. Niemand, sagte Austerlitz, habe heute auch nur einen annähernden Begriff von der Uferlosigkeit der Literatur zum Festungsbau, von der Phantastik der in ihr niedergelegten geometrischen, trigonometrischen und logistischen Kalkulation, von den hypertrophischen Auswüchsen der Fachsprache der Fortifikations- und Belagerungskunst oder verstehe die einfachsten Bezeichnungen wie *escarpe* und *courtine*, *faussebraie*, *reduit* oder *glacis*, doch sei selbst von unserem jetzigen Standpunkt aus zu erkennen, daß sich gegen Ende des 17. Jahrhunderts aus den verschiedenen Systemen schließlich das stern-



artige Zwölfecke mit Vorgraben als der bevorzugte Grundriß herauskristallisierte, ein sozusagen aus dem

Goldenen Schnitt abgeleitetes idealtypisches Muster, das tatsächlich, wie man bei der Betrachtung der intrikaten Planskizzen von Festungsanlagen wie denen von Coevorden, Neuf-Brisach oder Saarlouis gut nachvollziehen könne, sogar dem Verstand eines Laien ohne weiteres einleuchte als ein Emblem der absoluten Gewalt sowohl als des Ingeniums der in ihrem Dienst stehenden Ingenieure. In der Praxis der Kriegsführung allerdings hätten auch die Sternfestungen, die im Lauf des 18. Jahrhunderts überall gebaut und vervollkommen wurden, ihren Zweck nicht erfüllt, denn fixiert, wie man auf dieses Schema war, habe man außer acht gelassen, daß die größten Festungen naturgemäß auch die größte Feindesmacht anziehen, daß man sich, in eben dem Maß, in dem man sich verschanzt, tiefer und tiefer in die Defensive begibt und daher letztendlich gezwungen sein konnte, hilflos von einem mit allen Mitteln befestigten Platz aus mit ansehen zu müssen, wie die gegnerischen Truppen, indem sie anderwärts ein von ihnen gewähltes Terrain auftraten, die zu regelrechten Waffenarsenalen gemachten, vor Kanonenrohren starrenden und mit Mannschaften überbesetzten Festungen einfach seitab liegenließen. Wiederholt sei es darum vorgekommen, daß man sich gerade durch das Ergreifen von Befestigungsmaßnahmen, die ja, sagte Austerlitz, grundsätzlich geprägt seien von einer Ten-

denz zu paranoider Elaboration, die entscheidende, dem Feind Tür und Tor öffnende Blöße gegeben habe, ganz zu schweigen von der Tatsache, daß mit den immer komplizierter werdenden Bauplänen auch die Zeit ihrer Realisierung und somit die Wahrscheinlichkeit zunahm, daß die Festungen bereits bei ihrer Fertigstellung, wenn nicht schon zuvor, überholt waren durch die inzwischen erfolgte Weiterentwicklung der Artillerie und der strategischen Konzepte, die der wachsenden Einsicht Rechnung trugen, daß alles sich in der Bewegung entschied und nicht im Stillstand. Und wenn wirklich einmal die Widerstandskraft einer Festung auf die Probe gestellt wurde, so ging die Sache in der Regel, nach einer ungeheuren Verschwendung von Kriegsmaterial, mehr oder weniger ergebnislos aus. Nirgends habe sich das deutlicher gezeigt, sagte Austerlitz, als hier in Antwerpen, wo im Jahr 1832, im Zuge der auch nach der Etablierung des neuen Königreichs sich fortsetzenden Händel um Teile des belgischen Territoriums, die von Pacciolo erbaute, durch den Herzog von Wellington mit einem Ring von Vorwerken weiter gesicherte und zum damaligen Zeitpunkt von den Holländern besetzt gehaltene Zitadelle drei Wochen lang von einem fünfzigtausendköpfigen französischen Heer belagert wurde, ehe es Mitte Dezember gelang, von dem bereits eingenommenen Fort Monte-

bello aus das halb zertrümmerte Außenwerk an der Lunette St. Laurent im Sturm zu nehmen und mit Breschebatterien unmittelbar unter die Mauern vorzurücken. Die Belagerung von Antwerpen stand, durch ihren Aufwand sowohl als durch ihre Vehemenz, auf einige Jahre zumindest einzig da in der Geschichte des Kriegs, sagte Austerlitz; sie habe ihren denkwürdigen Höhepunkt erreicht, als mit den von dem Obristen Pairhans erfundenen Riesenmörsern an die siebzigtausend tausendpfündige Bomben auf die Zitadelle geschleudert wurden, die alles, bis auf ein paar Kasematten, restlos zerstörten. Der holländische General, Baron de Chassé, der greise Feldherr des von der Festung übriggebliebenen Steinhaufens, hatte schon die Mine legen lassen, um sich mit dem Denkmal seiner Treue und seines Heldenmuts in die Luft zu sprengen, als ihm durch eine Nachricht seines Königs gerade rechtzeitig noch die Erlaubnis zur Kapitulation übermittelt wurde. Obzwar an der Einnahme von Antwerpen der ganze Wahnsinn –, so sagte Austerlitz, des Befestigungs- und Belagerungswesens offenkundig wurde, zog man aus ihr unbegreiflicherweise nur die einzige Lehre, daß man nämlich die Ringanlagen um die Stadt um vieles mächtiger wieder aufbauen und weiter noch nach draußen verschieben mußte. Dementsprechend wurde 1859 die alte Zitadelle sowie die Mehrzahl der

Außenforts geschliffen und die Konstruktion einer neuen, zehn Meilen langen *enceinte* und von acht, mehr als eine halbe Wegstunde vor dieser *enceinte* gelegenen Forts in Angriff genommen, ein Vorhaben, das sich jedoch, nach Ablauf von nicht einmal zwanzig Jahren, in Anbetracht der inzwischen größer gewordenen Reichweite der Geschütze und der zunehmenden Zerstörungskraft der Sprengstoffe als unzulänglich erwies, so daß man nunmehr, immer derselben Logik gehorchend, sechs bis neun Meilen vor der *enceinte* einen neuen Gürtel von fünfzehn schwer befestigten Außenwerken anzulegen begann. Hieraus wiederum ergab sich während der gut dreißigjährigen Bauzeit, wie es anders gar nicht sein konnte, sagte Austerlitz, die Frage, ob nicht das durch die rapide industrielle und kommerzielle Entwicklung eingeleitete Wachstum Antwerpens über das alte Stadtgebiet hinaus es erfordere, die Linie der Forts um drei Meilen weiter noch hinauszulegen, wodurch sie freilich mehr als dreißig Meilen lang geworden und bis in das Weichbild von Mechelen geraten wäre, mit der Folge, daß die gesamte belgische Armee nicht ausgereicht hätte, um eine adäquate Besatzung für diese Anlage zu stellen. Also, sagte Austerlitz, arbeitete man einfach weiter an der Komplettierung des schon im Bau befindlichen und, wie man wußte, den tatsächlichen Erfordernissen längst nicht mehr ge-

nügenden Systems. Das letzte Glied in der Kette war das Fort Breendonk, sagte Austerlitz, dessen Bau beendet wurde knapp vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs, in welchem es sich innerhalb weniger Monate zur Verteidigung der Stadt und des Landes als vollkommen nutzlos erwies. Am Beispiel derartiger Befestigungsanlagen, so ungefähr führte Austerlitz, indem er vom Tisch aufstand und den Rucksack über die Schulter hängte, seine damals auf dem Handschuhmarkt in Antwerpen gemachten Bemerkungen zu Ende, könne man gut sehen, wie wir, im Gegensatz etwa zu den Vögeln, die Jahrtausende hindurch immer dasselbe Nest bauten, dazu neigten, unsere Unternehmungen voranzutreiben weit über jede Vernunftgrenze hinaus. Man müßte einmal, sagte er noch, einen Katalog unserer Bauwerke erstellen, in dem sie ihrer Größe nach verzeichnet wären, dann würde man sogleich begreifen, daß die *unter* dem Normalmaß der domestischen Architektur rangierenden Bauten es sind – die Feldhütte, die Eremitage, das Häuschen des Schleusenwärters, der Aussichtspavillon, die Kindervilla im Garten –, die wenigstens einen Abglanz des Friedens uns versprechen, wohingegen von einem Riesengebäude wie beispielsweise dem Brüsseler Justizpalast auf dem ehemaligen Galgenberg niemand, der bei rechten Sinnen sei, behaupten könne, daß er ihm gefalle. Man staune ihn

bestenfalls an, und dieses Staunen sei bereits eine Vorform des Entsetzens, denn irgendwo wüßten wir natürlich, daß die ins Überdimensionale hinausgewachsenen Bauwerke schon den Schatten ihrer Zerstörung vorauswerfen und konzipiert sind von Anfang an im Hinblick auf ihr nachmaliges Dasein als Ruinen. – Diese von Austerlitz halb im Fortgehen gesprochenen Sätze waren mir noch im Sinn, als ich am nächsten Morgen, in der Hoffnung, er möchte vielleicht wieder auftauchen, bei einem Kaffee in demselben Bistro am Handschuhmarkt saß, wo er am Vorabend so ohne weiteres sich verabschiedet hatte. Und wie ich beim Zuwarten in den Zeitungen herumblätterte, da stieß ich, ich weiß nicht mehr, war es in der *Gazet van Antwerpen* oder in *La Libre Belgique*, auf eine Notiz über die Festung Breendonk, aus welcher hervorging, daß die Deutschen dort im Jahr 1940, gleich nachdem man das Fort zum zweitenmal in seiner Geschichte an sie hatte übergeben müssen, ein Auffang- und Straflager einrichteten, das bis zum August 1944 bestand und das seit 1947, soweit als möglich unverändert, als nationale Gedenkstätte und als Museum des belgischen Widerstands dient. Wäre nicht tags zuvor im Gespräch mit Austerlitz der Name Breendonk gefallen, so würde mich dieser Hinweis, vorausgesetzt, ich hätte ihn überhaupt bemerkt, kaum veranlaßt haben, die Festung an dem-

selben Tag noch zu besuchen. – Der Personenzug, mit dem ich fuhr, brauchte eine gute halbe Stunde für die kurze Strecke nach Mechelen, wo vom Bahnhofsplatz ein Bus hinausgeht in die Ortschaft Willebroek, an deren Rand, umgeben von einem Erdwall, einem Stacheldrahtzaun und einem breiten Wassergraben, das an die zehn Hektar umfassende Festungsareal inmitten der Felder liegt, fast wie eine Insel im Meer. Es war für die Jahreszeit ungewöhnlich heiß, und große Quellwolken kamen über den südwestlichen Horizont herauf, als ich mit dem Eintrittsbillett in der Hand die Brücke überquerte. In meinem Kopf hatte ich von dem gestrigen Gespräch noch das Bild einer sternförmigen Bastion mit hoch über einem exakten geometrischen Grundriß aufragenden Mauern, aber was ich jetzt vor mir hatte, das war eine niedrige, an den Außenflanken überall abgerundete, auf eine grauenvolle Weise bucklig und verbacken wirkende Masse Beton, der breite Rücken, so dachte ich mir, eines Ungetüms, das sich hier, wie ein Wal-fisch aus den Wellen, herausgehoben hatte aus dem flandrischen Boden. Ich scheute mich, durch das schwarze Tor in die Festung selber zu treten und bin statt dessen zunächst außen um sie herumgegangen durch das unnatürlich tiefgrüne, fast blaufarbene Gras, das auf der Insel wuchs. Von welchem Gesichtspunkt ich dabei die Anlage auch ins Auge zu fassen

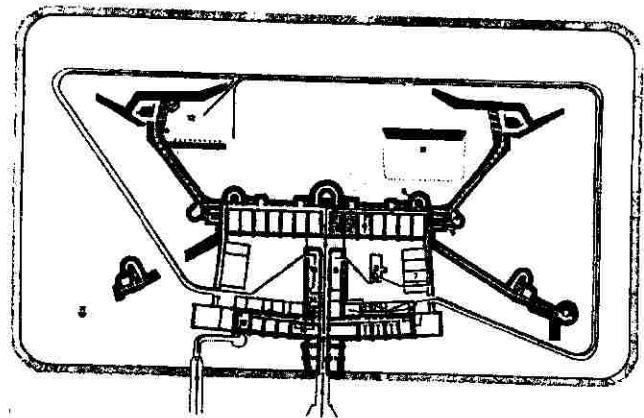
versuchte, sie ließ keinen Bauplan erkennen, verschob andauernd ihre Ausbuchtungen und Kehlen und wuchs so weit über meine Begriffe hinaus, daß ich sie zuletzt mit keiner mir bekannten Ausformung der menschlichen Zivilisation, nicht einmal mit den stummen Relikten unserer Vor- und Frühgeschichte in irgendeinen Zusammenhang bringen konnte. Und



je länger ich meinen Blick auf sie gerichtet hielt und je öfter sie mich, wie ich spürte, zwang, ihn vor ihr zu senken, desto unbegreiflicher wurde sie mir. Stellenweise von offenen Schwären überzogen, aus denen der rohe Schotter hervorbrach, und verkrustet von guanoartigen Tropfspuren und kalkigen Schlieren,



war die Festung eine einzige monolithische Ausgeburt der Häßlichkeit und der blinden Gewalt. Auch als ich später den symmetrischen Grundriß des Forts studierte, mit den Auswüchsen seiner Glieder und



Scheren, mit den an der Stirnseite des Haupttrakts gleich Augen hervortretenden halbrunden Bollwerken und dem Stummelfortsatz am Hinterleib, da konnte ich in ihm, trotz seiner nun offenbaren rationalen Struktur, allenfalls das Schema irgendeines krebsartigen Wesens, nicht aber dasjenige eines vom menschlichen Verstand entworfenen Bauwerks erkennen. Der Weg um die Festung herum führte an den schwarzgeteerten Pfählen der Hinrichtungsstätte vorbei und an dem Arbeitsgelände, auf dem die Häftlinge die Aufschüttungen um das Mauerwerk abtragen mußten, mehr als eine Viertelmillion Tonnen Geröll und Erde, zu deren Bewegung sie nichts zur Verfügung hatten als Schaufeln und Schubkarren. Diese Karren, von denen noch einer in dem Vorraum der Festung zu sehen ist, waren von einer gewiß auch in der damaligen Zeit furchterregenden Primitivität. Sie bestanden aus einer Art Tragbahre mit zwei groben Handgriffen am einen Ende und einem eisenbeschlagenen Holzrad am anderen. Auf die Quersparren der Bahre aufgesetzt ist eine aus ungehobelten Brettern gezimmerte Kiste mit schrägen Seitenteilen – die ganze ungeschlachte Konstruktion dieselbe wie die der sogenannten Scheibdrucken, mit denen bei uns die Bauern den Mist aus dem Stall führten, nur daß die Karren in Breendonk doppelt so groß waren und unbeladen schon heranreichen mußten an

ein Zentnergewicht. Es war mir undenkbar, wie die Häftlinge, die wohl in den seltensten Fällen nur vor ihrer Verhaftung und Internierung je eine körperliche Arbeit geleistet hatten, diesen Karren, angefüllt mit dem schweren Abraum, über den von der Sonne verbrannten, von steinharten Furchen durchzogenen Lehm Boden schieben konnten oder durch den nach einem Regentag bereits sich bildenden Morast, undenkbar, wie sie gegen die Last sich stemmten, bis ihnen beinahe das Herz zersprang, oder wie ihnen, wenn sie nicht vorankamen, der Schaufelstiel über den Kopf geschlagen wurde von einem der Aufseher. Was ich aber im Gegensatz zu dieser in Breendonk ebenso wie in all den anderen Haupt- und Nebenzuglagern Tag für Tag und jahrelang fortgesetzten Schinderei durchaus mir vorstellen konnte, als ich schließlich die Festung selber betrat und gleich rechterhand durch die Glasscheibe einer Tür hineinschaute in das sogenannte Kasino der SS-Leute, auf die Tische und Bänke, den dicken Bullerofen und die in gotischen Buchstaben sauber gemalten Sinnsprüche an der Wand, das waren die Familienväter und die guten Söhne aus Vilsbiburg und aus Fuhlsbüttel, aus dem Schwarzwald und aus dem Münsterland, wie sie hier nach getanem Dienst beim Kartenspiel beieinander saßen oder Briefe schrieben an ihre Lieben daheim, denn unter ihnen hatte ich ja gelebt bis in mein zwan-

auslief, war es schon Nacht geworden. Wir standen zusammen auf dem hinteren Deck. Die weiße Fahrspur verlor sich in der Dunkelheit, und ich weiß noch, daß wir einmal meinten, wir sähen ein paar Schneeflocken sich drehen im Lampenschein. Erst bei dieser nächtlichen Überquerung des Ärmelkanals erfuhr ich übrigens durch eine von Austerlitz beiläufig gemachte Bemerkung, daß er eine Dozentur innehatte an einem Londoner kunsthistorischen Institut. Da es mit Austerlitz so gut wie unmöglich war, von sich selber beziehungsweise über seine Person zu reden, und da also keiner vom anderen wußte, woher er stammte, hatten wir uns seit unserem ersten Antwerpener Gespräch stets nur der französischen Sprache bedient, ich mit schandbarer Unbeholfenheit, Austerlitz hingegen auf eine so formvollendete Weise, daß ich ihn lang für einen Franzosen hielt. Es berührte mich damals sehr seltsam, als wir in das für mich praktikablere Englisch überwechselten, daß nun an ihm eine mir bis dahin ganz verborgen gebliebene Unsicherheit zum Vorschein kam, die sich in einem leichten Sprachfehler äußerte und in gelegentlichen Stotteranfällen, bei denen er das abgewetzte Brillenfutteral, das er stets in seiner linken Hand hielt, so fest umklammerte, daß man das Weiße sehen konnte unter der Haut seiner Knöchel.

*

In den nachfolgenden Jahren habe ich Austerlitz fast jedesmal, wenn ich in London war, an seinem Arbeitsplatz in Bloomsbury unweit des British Museum besucht. Ein, zwei Stunden bin ich dann meist bei ihm gesessen in seinem engen Büro, das einem Bücher- und Papiermagazin glich und in dem zwischen den



am Fußboden und vor den überfrachteten Regalen sich stapelnden Konvoluten kaum Platz gewesen ist für ihn selber, geschweige denn für seinen Schüler. Austerlitz ist ja für mich, der ich zu Beginn meines Studiums in Deutschland von den seinerzeit dort amtierenden, größtenteils in den dreißiger und vierziger Jahren in ihrer akademischen Laufbahn vorangerückten und immer noch in ihren Machtphantasien befangenen Geisteswissenschaftlern so gut wie gar nichts

einzelten Menschen, der niemand anders sein konnte als der seit bald zwanzig Jahren, wie mir in diesem Augenblick zum Bewußtsein kam, von mir vermißte Austerlitz. Er war in seinem ganzen Aussehen unverändert geblieben, in der Körperhaltung sowohl als in der Kleidung, und sogar den Rucksack hatte er noch über der Schulter. Bloß sein blondes, gewelltes Haupthaar, das ihm wie ehemals in seltsamer Fassung abstand von seinem Kopf, war fahler geworden. Demungeachtet aber schien er, den ich früher immer für zirka zehn Jahre älter gehalten hatte, mir nun um zehn Jahre jünger als ich, sei es aufgrund meiner eigenen schlechten Verfassung, sei es, daß er zu jenem Typus des Jungesellen gehörte, an dem etwas von einem Knaben bleibt bis zuletzt. Ich war, soviel ich noch weiß, eine geraume Zeit vollkommen befangen in meinem Erstaunen über die unverhoffte Wiederkunft von Austerlitz; jedenfalls ist mir erinnerlich, daß ich, ehe ich hinübergegangen bin zu ihm, mir länger Gedanken machte über die mir jetzt zum erstenmal aufgefallene Ähnlichkeit seiner Person mit der Ludwig Wittgensteins, über den entsetzten Ausdruck, den sie beide trugen in ihrem Gesicht. Ich glaube, es war vor allem der Rucksack, von dem Austerlitz mir später erzählte, daß er ihn kurz vor Aufnahme seines Studiums in einem Surplus-Store in der Charing Cross Road für zehn Shilling aus ehemaligen schwe-

dischen Heeresbeständen gekauft hatte und von dem er behauptete, daß er das einzige wahrhaft Zuverlässige in seinem Leben gewesen sei, dieser Rucksack,



glaube ich, war es, der mich auf die an sich eher abwegige Idee einer gewissermaßen körperlichen Verwandtschaft zwischen ihm, Austerlitz, und dem 1951 in Cambridge an der Krebskrankheit gestorbenen Philosophen brachte. Auch Wittgenstein hat ja ständig seinen Rucksack dabeigehabt, in Puchberg und Otterthal geradeso wie wenn er nach Norwegen fuhr oder nach Irland oder nach Kasachstan oder zu

schließenden Exekutionsraum, in welchem eine eiserne Schiene unter der Decke entlanglief, an der man die leblosen Körper, je nachdem es erforderlich war, ein Stück weiterschob. Die Rechnung für diese kursorische Prozedur wurde den Angehörigen des Gehenkten oder Guillotinierten überstellt mit dem Vermerk, daß man sie begleichen könne in monatlichen Raten. Wenn auch zu jener Zeit nicht viel davon nach draußen drang, so breitete doch in der ganzen Stadt die Angst vor den Deutschen wie ein schleichendes Miasma sich aus. Agáta behauptete, sie käme sogar bei den geschlossenen Fenstern und Türen herein und nehme einem den Atem. Wenn ich zurückblicke auf die zwei Jahre, die auf den sogenannten Ausbruch des Krieges folgten, sagte Věra, dann ist es mir, als habe sich damals alles in einem Strudel immer geschwinder abwärts gedreht. Am Radio überstürzten sich die von den Sprechern mit einem eigenartig scharfen, aus dem Kehlkopf gepreßten Ton vorgetragenen Meldungen von den nicht abreißen Erfolgen der Wehrmacht, die bald den ganzen europäischen Kontinent besetzt hielt und deren Kampagnen Zug für Zug, mit einer anscheinend zwingenden Logik, den Deutschen die Aussicht auf ein Weltreich eröffneten, in welchem sie alle, kraft ihrer Zugehörigkeit zu diesem erwählten Volk, die glanzvollsten Laufbahnen würden an-

treten können. Ich glaube, sagte Věra zu mir, sagte Austerlitz, daß selbst die letzten Zweifler unter den Deutschen in diesen Jahren der rollenden Siege ergriffen wurden von einer Art Höhenrausch, während wir, die Niedergezwungenen, gewissermaßen unter dem Meeresniveau lebten und zusehen mußten, wie die Wirtschaft des ganzen Landes von der SS durchdrungen und ein Geschäftsbetrieb nach dem anderen an deutsche Treuhänder überschrieben wurde. Sogar die Fez- und Pantoffelfabrik in Sternberg haben sie arisiert. Worüber Agáta noch verfügte, das reichte kaum für das Nötigste aus. Ihre Bankguthaben waren gesperrt, seit sie eine achtseitige Vermögenserklärung mit Dutzenden von Rubriken hatte abgeben müssen. Es war ihr auch strengstens untersagt, irgendwelche realen Werte wie Bilder oder Antiquitäten zu veräußern, und ich entsinne mich, sagte Věra, wie sie mir einmal, in einer dieser Verlautbarungen der Besatzungsmacht, einen Abschnitt gezeigt hat, in dem es hieß, im Falle von Zuwiderhandlungen hätten der betreffende Jude sowohl als der Erwerber mit den strengsten staatspolizeilichen Maßnahmen zu rechnen. Der betreffende Jude! hat Agáta ausgerufen, und dann hat sie gesagt: Wie diese Leute schreiben! Es wird einem schwarz vor den Augen davon. Im Spätherbst 1941 war es, glaube ich, sagte Věra, daß Agáta das Radio,

ihr Grammophon samt den von ihr so sehr geliebten Schallplatten, die Fern- und Operngläser, die Musikinstrumente, ihren Schmuck, die Pelze und die von Maximilian zurückgelassene Garderobe auf die sogenannte Pflichtabgabestelle bringen mußte. Wegen irgendeines, ihr dabei unterlaufenen Fehlers ist sie an einem eiskalten Tag – der Winter, sagte Věra, ist in diesem Jahr sehr früh eingebrochen – zum Schneeschaufeln abkommandiert worden auf das Flugfeld Ruzyně hinaus, und am nächsten Morgen um drei Uhr, mitten in der stillsten Nacht, sind dann die beiden von ihr längst schon erwarteten Boten der Kultusgemeinde gekommen mit der Nachricht, daß Agáta sich vorbereiten müsse auf den Abtransport in einer Frist von sechs Tagen. Diese Boten, so schilderte es mir Věra, sagte Austerlitz, die sich auffallend ähnlich waren und irgendwie undeutliche, flackernde Gesichter hatten, trugen mit verschiedenen Falten, Taschen, Knopfleisten und einem Gürtel versehene Jacken, die, ohne daß man sich darüber klar wurde, wozu sie dienen sollten, besonders zweckmäßig erschienen. Mit leiser Stimme redeten sie eine Zeitlang auf Agáta ein und händigten ihr ein Bündel von Drucksachen aus, in denen, wie es sich zeigte, bis ins einzelste alles bestimmt und festgeschrieben war: wo und wann die Vorgeladene sich einzufinden habe, was an Kleidungsstücken –

Rock, Regenmantel, warme Kopfbedeckung, Ohrenschützer, Fäustlinge, Nachthemd, Leibwäsche etc. – mitzubringen sei, welche Gebrauchsartikel, wie beispielsweise Nähmaschinen, Lederfett, Spirituskocher und Kerzen, sich empfahlen, daß das Gesamtgewicht des Hauptgepäcks fünfzig Kilo nicht übersteigen dürfe, was an Handgepäck und Mundvorrat mitgeführt werden könne, wie die Koffer mit Namen, Transportziel und der ausgegebenen Nummer zu kennzeichnen seien; daß sämtliche beigeschlossenen Formulare vollständig ausgefüllt und unterfertigt werden müßten, daß es nicht erlaubt sei, Couchpolster und andere Teile von Einrichtungsgegenständen mitzuführen und Rucksäcke und Reisetaschen anzufertigen aus Perserbrücken, Wintermänteln oder sonstigen wertvollen Stoffresten, daß das Mitführen von Feuerzeugen sowie das Rauchen am Verladungsort und überhaupt von da an verboten und jede Anordnung der amtlichen Organe in jedem Fall genauestens zu befolgen sei. Agáta ist außerstande gewesen, sich an diese, wie auch ich jetzt sah, sagte Věra, in einer geradezu ekelregenden Sprache abgefaßten Anweisungen zu halten; vielmehr hat sie nur wahllos einige vollkommen unpraktische Dinge in einer Tasche zusammengeworfen, wie jemand, der einen Wochenendausflug machen will, so daß ich schließlich, so unmöglich es mir war und

so mitschuldig ich mich dadurch zu werden fühlte, das Packen übernahm, während sie abgewandt nur mehr am Fenster lehnte und hinausblickte auf die menschenleere Gasse. Am frühen Morgen des festgesetzten Tages sind wir, im Finstern noch, aufgebrochen, das Gepäck festgezurt auf dem Rodelschlitten, und haben, ohne ein Wort miteinander zu wechseln, durch den rings um uns herabkreiselnden Schnee den langen Weg das linke Moldauufer hinunter gemacht, am Baumgarten vorbei, bis zum Messepalast nach Holešovice hinaus. Je mehr wir uns diesem Ort näherten, desto öfter tauchten aus der Düsternis kleine Gruppen schwer bepackter Personen auf, die sich mühsam durch das nun dichter gewordene Gestöber demselben Ziel zu bewegten, so daß nach und nach eine weit auseinandergezogene Karawane sich bildete, mit der wir gegen sieben Uhr anlangten an dem nur von einem einzigen elektrischen Licht schwach beleuchteten Eingang. Dort warteten wir in der nur ab und zu von einem angstvollen Gemurmel aufgerührten Schar der Vorgeladenen, unter denen Greise und Kinder, vornehme und einfache Leute gewesen sind, und die alle, wie es ihnen vorgeschrieben war, ihre Transportnummer um den Hals trugen an einem Spagat. Agáta bat mich bald, sie zu verlassen. Beim Abschied umarmte sie mich und sagte, dort drüben ist der Stromovka-Park. Würdest du dort

manchmal spazierengehen für mich? Ich hab dieses schöne Gelände so lieb gehabt. Vielleicht wenn du in das dunkle Wasser der Teiche schaust, vielleicht siehst du an einem guten Tag mein Gesicht. Ja und dann, sagte Věra, bin ich nach Hause gegangen. Mehr als zwei Stunden habe ich gebraucht bis in die Šporkova zurück. Ich versuchte, mir auszudenken, wo sich Agáta nun befand, ob sie noch wartete vor dem Einlaßtor oder schon drinnen war in der Mustermesse. Wie es da aussah, das erfuhr ich erst Jahre später von einem, der überlebte. Die zum Abtransport Bestellten wurden in eine ungeheizte Holzbaracke geschleust, in der es eiskalt gewesen ist mitten im Winter. Es war ein verwahrloster Ort, wo unter trübem Lampenschein die größte Verwirrung herrschte. Viele der gerade Eintroffenen mußten ihr Gepäck durchsuchen lassen, Geld, Uhren und andere Wertgegenstände abgeben an einen Hauptscharführer namens Fiedler, der wegen seiner Roheit gefürchtet war. Auf einem Tisch lag ein ganzer Berg Tafelsilber neben Fuchspelzen und Persianercapes. Personalien wurden aufgenommen, Fragebogen verteilt und die sogenannte Bürgerlegitimation mit dem Stempel EVAKUIERT oder GHETTOISIERT versehen. Die deutschen Amtswalter und ihre tschechischen und jüdischen Hilfskräfte liefen geschäftig hin und her, es wurde viel gebrüllt, geflucht und auch geschlagen.

Die Abreisenden hatten sich an den ihnen zugewiesenen Plätzen aufzuhalten. Die meisten waren verstummt, manche weinten still vor sich hin, aber auch Verzweiflungsausbrüche, lautes Aufschreien und Tobsuchtsanfälle waren nicht selten. Mehrere Tage dauerte der Aufenthalt in den Baracken beim Messepalast, bis man schließlich, in einer frühen Morgenstunde, wenn kaum jemand um die Wege war, von Wachmannschaften begleitet zu dem nahegelegenen Bahnhof von Holešovice marschierte, wo dann das Einwaggonieren, wie man es nannte, noch einmal nahezu drei Stunden dauerte. Ich habe in späterer Zeit, sagte Věra, den Weg nach Holešovice hinaus, zum Stromovka-Park und zur Mustermesse noch oftmals gemacht und bin dann meistens in das Lapidarium gegangen, das dort eingerichtet worden ist in den sechziger Jahren, habe stundenlang mir die Gesteinsproben angesehen in den Vitrinen, die Pyritkristalle, die tiefgrünen sibirischen Malachite, die böhmischen Glimmer, Granite und Quarze, die pechschwarzen Basalte, den isabellgelben Kalkstein, und habe mich gefragt, auf welcher Grundlage sie sich erhebt, unsere Welt. In der Šporkova, sagte mir Věra, sagte Austerlitz, ist am selben Tag, an dem Agáta ihre Wohnung hatte verlassen müssen, ein Abgesandter der Treuhandstelle für beschlagnahmte Waren erschienen und hat ein Papiersiegel an der Türe angebracht. Zwischen Weihnachten und

Neujahr kam dann ein Trupp äußerst zwielichtiger Gesellen, die die gesamte Hinterlassenschaft, die Möbel, die Lampen und Leuchter, die Teppiche und Vorhänge, die Bücher und Partituren, die Kleider in den Kästen und Schubladen, das Bettzeug, Polster, Plumeaus, Wolldecken, die Wäsche, das Geschirr und die Gerätschaften aus der Küche, die Topfpflanzen und Regenschirme, die nicht aufgebrauchten Lebensmittel, sogar die seit ein paar Jahren schon im Keller vor sich hindämmernden eingeweckten Birnen und Kirschen und die übrig gebliebenen Kartoffeln ausgeräumt und bis auf den letzten Löffel alles in eines der über fünfzig Lagerhäuser geschafft haben, wo diese herrenlosen Sachen Stück für Stück mit der den Deutschen eigenen Gründlichkeit registriert, nach ihrem Wert eingeschätzt, je nachdem gewaschen, gereinigt oder ausgebessert und endlich in Stellagen verstaut wurden. Zuletzt, sagte Věra, tauchte in der Šporkova noch ein Kammerjäger auf. Dieser Kammerjäger war ein mir besonders unheimlicher Mensch mit einem bösen Auge, das mir durch und durch gegangen ist. Er verfolgt mich bis heute manchmal in meinen Träumen, wo ich ihn sehe beim Ausräuchern der Zimmer, von giftweißen Schwaden umwölkt. – Als Věra mit ihrer Erzählung zu Ende war, so fuhr Austerlitz an jenem Morgen in der Alderney Street fort, reichte sie mir, nach einer längeren Pause, in der sich die Stille in der

Šporkova-Wohnung mit jedem unserer Atemzüge zu vermehren schien, zwei kleinformatige, vielleicht neun mal sechs Zentimeter messende Photographien von dem Beistelltischchen, das neben ihrem Sessel stand, Photographien, die sie am Vorabend durch einen Zufall wiederentdeckt hatte in einem der fünf- und fünfzig karmesinroten Balzacbände, der ihr, sie wisse gar nicht mehr wie, in die Hand geraten war. Věra sagte, sie entsinne sich nicht, die Glastüre aufgesperrt und das Buch aus der Reihe der anderen herausgenommen zu haben, sondern sehe sich nur hier in diesem Lehnstuhl sitzen und die Seiten umwenden – zum erstenmal seit der damaligen Zeit, so betonte sie eigens – der bekanntlich von einem großen Unrecht handelnden Geschichte des Colonel Chabert. Wie die beiden Bilder zwischen die Blätter gelangt waren, sei ihr ein Rätsel, sagte Věra. Möglicherweise, daß Agáta sich den Band ausgeliehen hatte, als sie noch hier in der Šporkova war, in den letzten Wochen vor dem Einmarsch der Deutschen. Jedenfalls die eine der Photographien zeigt eine Theaterbühne in der Provinz, in Reichenau vielleicht oder in Olmütz oder an einem der anderen Orte, an denen Agáta vor ihrem ersten Prager Engagement gelegentlich aufgetreten ist. Auf den ersten Blick habe sie gedacht, so sagte Věra, sagte Austerlitz, die beiden Personen in der linken unteren Ecke seien Agáta und Maximilian – man könne sie ja



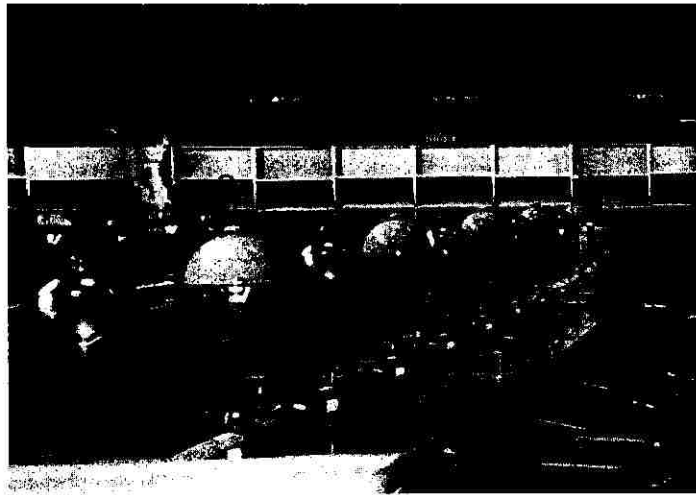
in ihrer Winzigkeit nicht gut erkennen –, aber dann habe sie natürlich gemerkt, daß es andere Leute sind, etwa der Impresario oder ein Zauberkünstler und seine Assistentin. Sie habe sich gefragt, sagte Věra, was für ein Schauspiel gegeben worden war seinerzeit vor dieser furchterregenden Kulisse und habe gedacht, wegen des Hochgebirges im Hintergrund und der wüsten Waldlandschaft, entweder der Wilhelm Tell oder die Sonnambula oder das letzte Stück von Ibsen. Der Schweizer Knabe mit dem Apfel auf seinem Haupt ist mir erschienen; ich erlebte den Schreckensmoment, in dem der Steg nachgibt unter dem Fuß der Schlafwandlerin und ahnte, daß sich hoch droben in den Felswänden schon die Lawine löste, die die armen Verirrten (wie waren sie nur in diese öde Gegend gekommen?) gleich mit sich fortreißen würde in die Tiefe. Es vergingen Minuten, sagte Austerlitz, in denen auch ich die zu Tal fahrende

Schneewolke zu sehen glaubte und bis ich Věra weitersprechen hörte von dem Unergründlichen, das solchen aus der Vergessenheit aufgetauchten Photographien zu eigen sei. Man habe den Eindruck, sagte sie, es rühre sich etwas in ihnen, als vernehme man kleine Verzweiflungseufzer, gémissements de désespoir, so sagte sie, sagte Austerlitz, als hätten die Bilder selbst ein Gedächtnis und erinnerten sich an uns, daran, wie wir, die Überlebenden, und diejenigen, die nicht mehr unter uns weilen, vordem gewesen sind. Ja, und das hier, auf der anderen Photographie, sagte Věra nach einer Weile, das bist du, Jacquot, im Monat Feber 1939, ein halbes Jahr ungefähr vor dei-



ner Abreise aus Prag. Du durftest Agáta auf einen Maskenball begleiten im Haus eines ihrer einflußreichen Verehrer, und eigens zu diesem Anlaß wurde das schneeweiße Kostüm geschneidert für dich. Jacquot Austerlitz, páže růžové královny, steht auf der Rückseite geschrieben in der Hand deines Großvaters, der damals gerade zu Besuch gewesen ist. Das Bild lag vor mir, sagte Austerlitz, doch wagte ich nicht, es anzufassen. Andauernd kreisten die Worte páže růžové královny, páže růžové královny in meinem Kopf, bis mir aus der Ferne ihre Bedeutung entgegenkam und ich das lebende Tableau mit der Rosenkönigin und dem kleinen Schleppenträger zu ihrer Seite wieder sah. An mich selber in dieser Rolle aber erinnerte ich mich nicht, so sehr ich mich an jenem Abend und später auch mühte. Wohl erkannte ich den ungewöhnlichen, schräg über die Stirne verlaufenden Haaransatz, doch sonst war alles in mir ausgelöscht von einem überwältigenden Gefühl der Vergangenheit. Ich habe die Photographie seither noch vielfach studiert, das kahle, ebene Feld, auf dem ich stehe und von dem ich mir nicht denken kann, wo es war; die dunkel-verschwommene Stelle über dem Horizont, das an seinem äußeren Rand gespensterhaft helle Kraushaar des Knaben, die Mantille über dem anscheinend angewinkelten oder, wie ich mir einmal gedacht habe, sagte Austerlitz, gebrochenen oder ge-

zum erstenmal in meinem Leben ausweitete vor Glück. Weshalb gewisse Klangfarben, Verschattungen in der Tonart und Synkopen einen dermaßen ergreifen, das wird ein von Grund auf unmusikalischer Mensch, wie ich es bin, sagte Austerlitz, niemals verstehen, aber heute, in der Rückschau, kommt mir vor, als sei das Geheimnis, von dem ich damals angerührt wurde, aufgehoben gewesen in dem Bild der schneeweißen Gans, die reglos und unverwandt, solange sie spielten, zwischen den musizierenden Schaustellern stand. Mit etwas vorgerecktem Hals und gesenkten Lidern horchte sie in den von dem gemalten Himmelszelt überspannten Raum hinein, bis die letzten Töne verschwebt waren, als kennte sie ihr eigenes

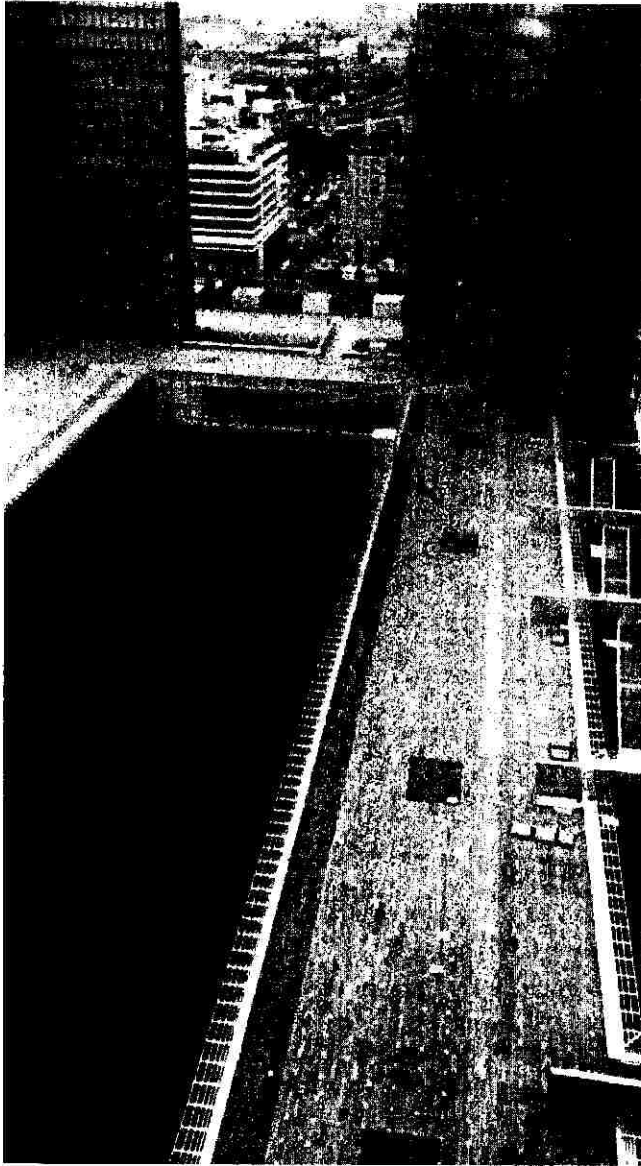


Los und auch das derjenigen, in deren Gesellschaft sie sich befand. – Wie mir vielleicht bekannt sei, so nahm Austerlitz bei unserer nächsten Begegnung in der Brasserie Le Havane seine Geschichte wieder auf, ist in der über die Jahre immer mehr heruntergekommenen Zone am linken Seineufer, wo er seinerzeit mit Marie de Verneuil in dieser ihm unvergeßlich gebliebenen Zirkusvorstellung gewesen sei, inzwischen die den Namen des französischen Präsidenten tragende neue Nationalbibliothek errichtet worden. Die alte Bibliothek in der rue Richelieu hat man bereits zugesperrt, wie ich mich unlängst selbst überzeugte, sagte Austerlitz; der Kuppelsaal mit den grünen Porzellanlampenschirmen, die ein so gutes, beruhigen-



des Licht gaben, ist verlassen, die Bücher sind von den im Kreisrund sich fortsetzenden Regalen geräumt und ihre Leser, die einst auf Tuchfühlung mit ihren Platznachbarn und in stummem Einvernehmen mit denen, die ihnen vorausgegangen waren, an ihren mit kleinen Emailleschildchen numerierten Pulten gesessen sind, scheinen sich aufgelöst zu haben in die kühle Luft. Ich glaube nicht, sagte Austerlitz, daß von der alten Leserschaft viele hinausfahren zu der neuen Bibliothek am Quai François Mauriac. Wenn man nicht mit einem jener führerlosen, von einer Gespensterstimme dirigierten Métrozüge an der in einem desolaten Niemandsland gelegenen Bibliothekstation ankommen will, ist man gezwungen, an der Place Valhubert in einen Autobus umzusteigen oder aber das letzte, meist sehr windige Stück am Flußufer entlang zu Fuß zu gehen bis zu dem in seinem Monumentalismus offenbar von dem Selbstverewigungswillen des Staatspräsidenten inspirierten und, wie ich, sagte Austerlitz, gleich bei meinem ersten Besuch erkannt habe, in seiner ganzen äußeren Dimensionierung und inneren Konstitution menschenabweisenden und den Bedürfnissen jedes wahren Lesers von vornherein kompromißlos entgegengesetzten Gebäude. Wer die neue Nationalbibliothek von der Place Valhubert aus erreicht, der findet sich am Fuß einer den gesamten Komplex in einer Länge von dreihun-

dert beziehungsweise hundertfünfzig Metern rechtwinklig an den beiden Straßenseiten umgebenden, aus unzähligen gerillten Hartholzbrettern gefügten Freitreppe, die dem Sockel eines Zikkurat gleicht. Hat man die wenigstens vier Dutzend ebenso eng bemessenen wie steilen Stufen erklommen, was selbst für jüngere Besucher nicht ganz gefahrlos ist, sagte Austerlitz, dann steht man auf einer den Blick förmlich überwältigenden, aus denselben gerillten Brettern wie die Treppe zusammengesetzten Esplanade, die sich zwischen den vier an den Eckpunkten zweiundzwanzig Stockwerke aufragenden Bibliothekstürmen über eine Fläche von schätzungsweise neun Fußballfeldern erstreckt. Insbesondere an Tagen, an denen der Wind, was nicht selten vorkommt, sagte Austerlitz, den Regen über diesen gänzlich ungeschützten Plan treibt, meint man, durch irgendein Versehen auf das Deck der Berengaria oder eines anderen Ozeanriesen geraten zu sein und wäre wohl nicht im geringsten erstaunt, wenn auf einmal, unterm Aufdröhnen eines Nebelhorns, die Horizonte der Stadt Paris gegen den Pegel der Türme im Gleichmaß mit dem die Wellenberge durchquerenden Dampfer sich hoben und senkten oder eine der winzigen Figuren, die sich unklugerweise an Deck gewagt haben, von einer Sturmböe über die Reling gefegt und weit über die atlantische Wasserwüste hinausgetragen würde. Die



vier gläsernen Türme selbst, denen man, so sagte Austerlitz, in einer an Zukunftsromane erinnernden Geste die Bezeichnungen *La tour des lois*, *La tour des temps*, *La tour des nombres* und *La tour des lettres* gegeben hat, machen auf den, der an ihren Fassaden hinaufblickt und den größtenteils noch leeren Raum hinter den geschlossenen Lichtblenden erahnt, tatsächlich einen babylonischen Eindruck. Als ich das erstemal auf dem Promenadendeck der neuen Nationalbibliothek stand, sagte Austerlitz, brauchte ich einige Zeit, bis ich die Stelle entdeckte, von der aus die Besucher über ein Förderband ins Untergeschoß, das in Wahrheit das Parterre ist, hinabgebracht werden. Dieser Abwärtstransport – nachdem man gerade erst mit viel Mühe hinaufgestiegen ist auf das Plateau – erschien mir sogleich als etwas Aberwitziges, das man offenbar – eine andere Erklärung fällt mir nicht ein, sagte Austerlitz – eigens zur Verunsicherung und Erniedrigung der Leser sich ausgedacht hat, zumal die Fahrt nach unten vor einem provisorisch wirkenden, am Tag meines ersten Besuchs mit einer Vorhängekette verschlossenen Schiebetüre endete, an der man sich von halbuniformierten Sicherheitsleuten durchsuchen lassen mußte. Der Boden der großen Vorhalle, die man dann betritt, ist ausgelegt mit einem rost-roten Teppich, auf dem weit voneinander entfernt ein paar niedrige Sitzgelegenheiten aufgestellt sind, Pol-

sterbänke ohne Rückenlehnen und klappstuhlartige Sesselchen, auf denen die Bibliotheksbesucher nur so hocken können, daß die Knie ungefähr genauso hoch sind wie der Kopf, weshalb mein erster Gedanke bei ihrem Anblick auch der war, sagte Austerlitz, daß diese vereinzelt oder in kleinen Gruppen am Boden kauern den Gestalten sich hier in der letzten Abendglut niedergelassen haben auf ihrem Weg durch die Sahara oder über die Halbinsel Sinai. Es versteht sich von selbst, fuhr Austerlitz fort, daß man aus der roten Sinaivorhalle nicht ohne weiteres hineingehen kann in die innere Bastion der Bibliothek; vielmehr muß man zunächst an einer von einem halben Dutzend Damen besetzten Informationsstelle sein Anliegen vorbringen, worauf man, wenn dieses Anliegen auch nur um ein geringes den einfachsten Fall übersteigt, ähnlich wie in einem Steueramt eine Nummer ziehen und oft eine halbe Stunde und länger noch warten muß, bis man von einer weiteren Bibliotheksangestellten in eine separate Kabine gebeten wird, wo man dann, als handle es sich um ein höchst zweifelhaftes und jedenfalls nur unter Ausschluß der Öffentlichkeit abzuwickelndes Geschäft, seine Wünsche äußern und die entsprechenden Instruktionen empfangen darf. Solcher Kontrollmaßnahmen ungeachtet gelang es mir schließlich, sagte Austerlitz, in dem neu eröffneten allgemeinen Lesesaal *Haut de*

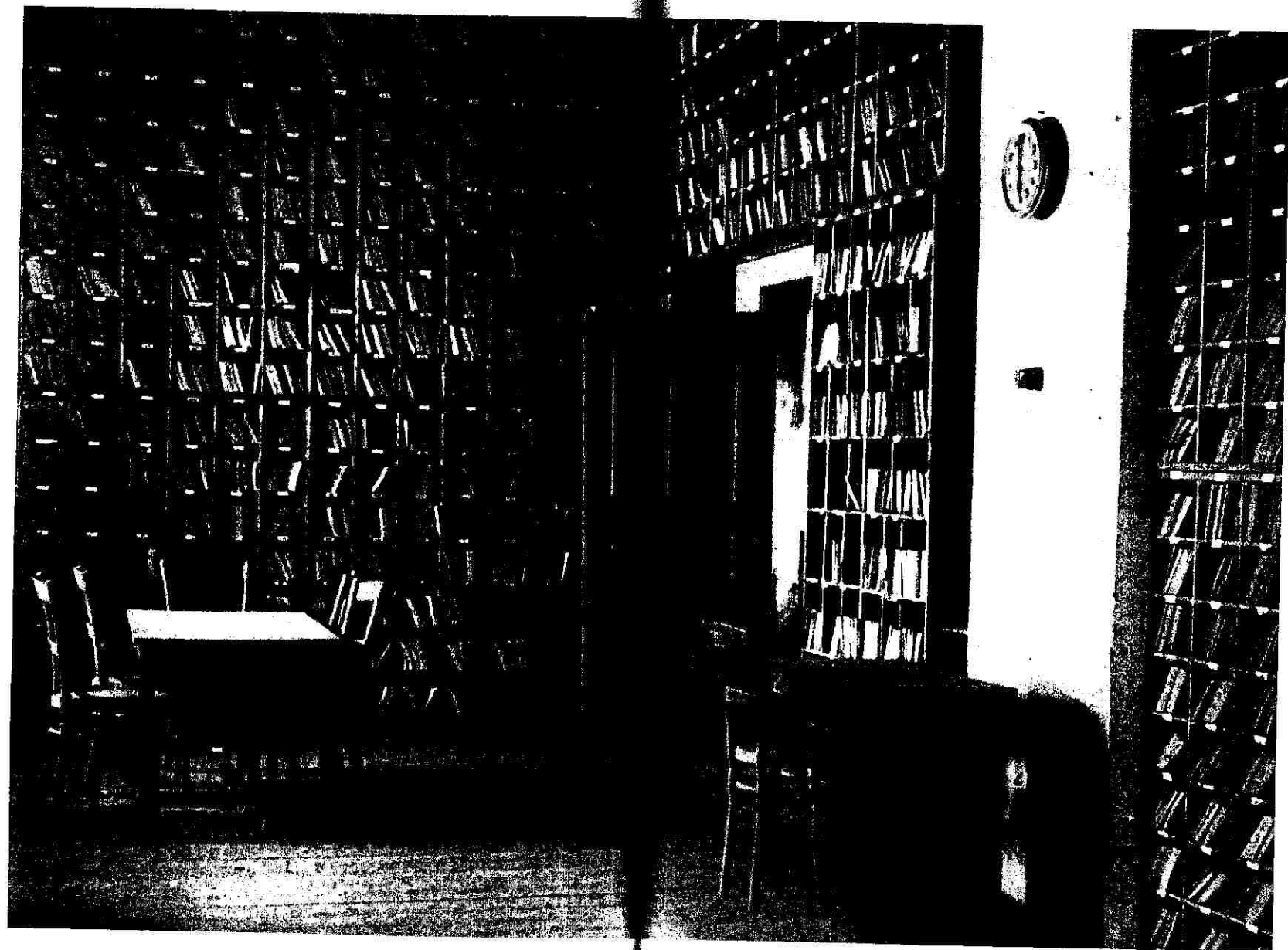
Jardin einen Platz einzunehmen, auf dem ich in der folgenden Zeit stunden- und tagelang gesessen bin und, geistesabwesend, wie es jetzt meine Art ist, hinausgeschaut habe in den inneren Hof, in dieses seltsame, aus der Fläche des Promenadendecks sozusagen ausgeschnittene und zwei, drei Stockwerke in die Tiefe versenkte Naturreservat, in das man an die hundert ausgewachsene Schirmpinien hineingesetzt hat, die aus der *Forêt de Bord*, ich weiß nicht, auf welche Weise, sagte Austerlitz, hierher an den Ort ihres Exils gebracht worden sind. Blickt man von dem Deck aus auf die ausladenden graugrünen Kronen der vielleicht noch an ihre normannische Heimat denkenden Bäume, so ist es, als schaue man über ein unebenes Stück Heideland, während man vom Lesesaal aus nur die rotscheckigen Stämme sieht, die, trotzdem sie mit schräg aufsteigenden Stahlseilen vertäut sind, an stürmischen Tagen leicht hin- und herschwanken, ein wenig wie Wasserpflanzen in einem Aquarium. Bisweilen ist es mir in den Tagträumen, denen ich mich in dem Lesesaal überließ, so gewesen, sagte Austerlitz, als sähe ich, auf den schräg vom Erdboden zu dem Nadeldach aufsteigenden Seilen, Zirkusartisten, die sich mit ihren an den Enden zitternden Balancierstangen Fuß vor Fuß in die Höhe tasteten oder als huschten einmal da und einmal dort, immer an der Grenze der Unsichtbarkeit, jene

beiden Eichkatzen herum, von denen eine apokryphe Geschichte, die mir zu Ohren gekommen ist, behauptet, daß man sie hier ausgesetzt hat in der Hoffnung, sie würden sich vermehren und zur Zerstreuung der gelegentlich von ihren Büchern aufblickenden Leser eine zahlreiche Kolonie ihrer Artgenossen begründen in diesem künstlichen Pinienhain. Mehrfach ist es auch vorgekommen, sagte Austerlitz, daß Vögel, die sich in den Bibliothekswald verirrt, in die in den Glas-scheiben des Lesesaals sich spiegelnden Bäume hineingeflogen und, nach einem dumpfen Schlag, leblos zu Boden gestürzt sind. Ich habe an meinem Platz in dem Lesesaal viel über das Verhältnis nachgedacht, sagte Austerlitz, in welchem solche, von niemandem vorhergesehene Unfälle, der Todessturz eines einzigen aus seiner natürlichen Bahn geratenen Wesens ebenso wie die in dem elektronischen Informationsapparat immer wieder auftretenden Lähmungserscheinungen, zu dem cartesischen Gesamtplan der Nationalbibliothek stehen, und bin zu dem Schluß gekommen, daß in jedem von uns entworfenen und entwickelten Projekt die Größendimensionierung und der Grad der Komplexität der ihm einbeschriebenen Informations- und Steuersysteme die ausschlaggebenden Faktoren sind und daß demzufolge die allumfassende, absolute Perfektion des Konzepts in der Praxis durchaus zusammenfallen kann, ja letztlich zu-

sammenfallen muß mit einer chronischen Dysfunktion und mit konstitutioneller Labilität. Zumindest für mich, sagte Austerlitz, der ich mich doch einen Großteil meines Lebens dem Studium von Büchern gewidmet habe und in der Bodleian, im British Museum und in der rue Richelieu so gut wie zu Hause gewesen bin, hat sich diese neue Riesenbibliothek, die nach einem jetzt ständig verwendeten, häßlichen Begriff das Schatzhaus unseres gesamten Schrifterbes sein soll, als unbrauchbar erwiesen bei der Fahndung nach den Spuren meines in Paris verschollenen Vaters. Tag für Tag konfrontiert mit dem anscheinend nur aus Hindernissen bestehenden, meine Nerven mehr und mehr angreifenden Apparat, habe ich meine Nachforschungen eine Zeitlang zurückgestellt und statt dessen eines Morgens, an dem mir aus irgendeinem Grund die fünfundfünfzig karmesinroten Bände in dem Bücherschrank in der Šporkova in den Sinn gekommen waren, mit der Lektüre der mir bis dahin unbekannten Romane Balzacs begonnen, und zwar mit der Geschichte des von Věra erwähnten Colonels Chabert, eines Mannes, dessen ruhmreiche Laufbahn im Dienst des Kaisers abbricht auf dem Schlachtfeld von Eylau, als er von einem Säbelhieb getroffen bewußtlos aus dem Sattel zu Boden sinkt. Jahre später, nach einer langen Irrfahrt durch Deutschland, kehrt der sozusagen von den Toten auf-

erstandene Obrist nach Paris zurück, um sein Anrecht auf seine Güter, auf seine inzwischen wiederverheiratete Gemahlin, die Comtesse Ferraud, und auf seinen eigenen Namen anzumelden. Gleich einem Gespenst steht er vor uns, sagte Austerlitz, in dem Bureau des Advokaten Derville, ein alter Soldat, vollkommen ausgetrocknet und abgemagert, wie es an dieser Stelle heißt. Die Augen scheinen überzogen von einem halb blinden, perlmuttartigen Glanz und flackern unstat wie Kerzenlichter. Sein messerscharf geschnittenes Gesicht ist bleich, um den Hals gebunden trägt er eine schäbige Krawatte aus schwarzer Seide. Je suis le Colonel Chabert, celui qui est mort à Eylau, mit diesen Worten stellt er sich vor und erzählt dann von dem Massengrab (einer fosse des morts, wie Balzac schreibt, sagte Austerlitz), in das man ihn am Tag nach der Schlacht zusammen mit den anderen Gefallenen geworfen hat und wo er schließlich wieder zu sich kommt, wie er berichtet, in einer äußersten Schmerzensempfindung. J'entendis, ou crus entendre, so zitierte Austerlitz aus dem Gedächtnis, indem er durch die Fenster der Brasserie hinausblickte auf den Boulevard Auguste Blanqui, des gémissements poussés par le monde des cadavres au milieu duquel je gisais. Et quoique la mémoire de ces moments soit bien ténébreuse, quoique mes souvenirs soient bien con-

fus, malgré les impressions de souffrances encore plus profondes que je devais éprouver et qui ont brouillé mes idées, il y a des nuits où je crois encore entendre ces soupirs étouffés. Nur wenige Tage nach dieser Lektüre, die mich, so fuhr Austerlitz fort, gerade in ihren kolportagehaften Zügen bestärkte in dem in mir von jeher sich rührenden Verdacht, daß die Grenze zwischen dem Tod und dem Leben durchlässiger ist, als wir gemeinhin glauben, bin ich in dem Lesesaal beim Aufschlagen einer amerikanischen Architekturzeitschrift – um sechs Uhr abends genau ist es gewesen – auf eine großformatige graue Photographie gestoßen, die den bis an die Decke hinauf mit offenen Fächern versehenen Raum zeigte, in welchem heute die Akten der Gefangenen aufbewahrt werden in der sogenannten kleinen Festung von Terezín. Ich erinnerte mich, sagte Austerlitz, daß ich es seinerzeit bei meinem ersten Besuch in dem böhmischen Ghetto nicht über mich gebracht hatte, in das außerhalb der sternförmigen Stadt auf dem Glacis gelegene Vorwerk hineinzugehen, und vielleicht drängte sich mir nun deshalb beim Anblick der Registraturkammer die zwanghafte Vorstellung auf, daß dort, in der kleinen Festung von Terezín, in deren naßkalten Kasematten so viele zugrunde gegangen sind, mein wahrer Arbeitsplatz gewesen wäre und daß ich ihn nicht eingenommen habe aus eigener Schuld.



Während ich mich mit solchen Gedanken plagte und deutlich spürte, so Austerlitz weiter, wie sie die Anzeichen der mich immer wieder heimsuchenden Verstörung hervorriefen auf meinem Gesicht, wurde ich von einem Bibliotheksangestellten namens Henri Lemoine angesprochen, der mich noch erkannt hatte aus meiner ersten Pariser Zeit, in der ich tagtäglich in der rue Richelieu gewesen war. Jacques Austerlitz, fragte Lemoine, indem er bei meinem Pult stehen blieb und sich etwas herabbeugte zu mir, und so begann zwischen uns, sagte Austerlitz, in dem zu dieser Stunde allmählich leerer werdenden Lesesaal *Haut de Jardin* ein längeres Flüstergespräch über die im Gleichmaß mit der Proliferation des Informationswesens fortschreitende Auflösung unserer Erinnerungsfähigkeit und über den bereits sich vollziehenden Zusammenbruch, l'effondrement, wie Lemoine sich ausdrückte, de la Bibliothèque Nationale. Das neue Bibliotheksgebäude, das durch seine ganze Anlage ebenso wie durch seine ans Absurde grenzende innere Regulierung den Leser als einen potentiellen Feind auszuschließen suche, sei, so, sagte Austerlitz, sagte Lemoine, quasi die offizielle Manifestation des immer dringender sich anmeldenden Bedürfnisses, mit all dem ein Ende zu machen, was noch ein Leben habe an der Vergangenheit. An einem bestimmten Punkt unseres Gesprächs, sagte Austerlitz, hat mich

Lemoine, auf eine beiläufig von mir geäußerte Bitte hin, in das 18. Stockwerk des Südostturms hinaufgeführt, wo man von dem sogenannten Belvedere aus die gesamte im Laufe der Jahrtausende aus dem jetzt völlig ausgehöhlten Untergrund herausgewachsene Stadtagglomeration überblickt, ein fahles Kalksteingebilde, eine Art von Exkreszenz, die mit ihren konzentrisch sich ausbreitenden Verkrustungen weit über die Boulevards Davout, Soult, Poniatowski, Masséna und Kellermann hinausreicht bis an die im Dunst jenseits der Vorstädte verschwimmende äußerste Peripherie. Ein paar Meilen südostwärts war in dem gleichmäßigen Grau ein blaßgrüner Fleck, aus dem eine Art Kegelstumpf hervorragte, von dem Lemoine meinte, es sei der Affenberg im Bois de Vincennes. Mehr in der Nähe sahen wir die verschlungenen Verkehrswege, auf denen Eisenbahnzüge und Automobile hin- und herkrochen wie schwarze Käfer und Raupen. Es sei seltsam, sagte Lemoine, er habe hier heroben immer den Eindruck, daß sich dort drunten lautlos und langsam das Leben zerreiße, daß der Körper der Stadt befallen sei von einer obskuren, unterirdisch fortwuchernden Krankheit, und ich erinnerte mich, sagte Austerlitz, als Lemoine diese Bemerkung machte, an die Wintermonate des Jahres 1959, während derer ich in der rue Richelieu das für meine eigene Forschungsarbeit richtungsweisende

sechsbändige Werk *Paris, ses organes, ses fonctions et sa vie dans la seconde moitié du XIX^{ème} siècle* studierte, das Maxime du Camp, der zuvor die, wie er schrieb, aus dem Staub der Toten entstandenen Wüsten des Orients durchreist hatte, um 1890, nach einer ihn auf dem Pont Neuf überwältigenden Vision in Angriff nahm und erst sieben Jahre später vollendete. Von der anderen Seite der Belvedere-Etage, sagte Austerlitz, sah man über das diagonale Band der Seine, über das Marais-Viertel und die Bastille nach Norden hinauf. Eine tintenfarbene Wetterwand neigte sich über die nun in den Schatten versinkende Stadt, von deren Türmen, Palästen und Monumenten bald nichts mehr auszumachen war als der weiße Schemen der Kuppel von Sacré Cœur. Wir standen einen Fuß nur hinter der bis an den Boden reichenden Verglasung. Sowie man den Blick in die Tiefe senkte, auf das helle Promenadendeck und die dunkler aus ihm hervorragenden Kronen der Bäume, erfaßte einen der Sog des Abgrunds, und war man gezwungen, zurückzutreten um einen Schritt. Manchmal, sagte Lemoine, sagte Austerlitz, sei es ihm, als spüre er hier heroben die Strömung der Zeit um seine Schläfen und seine Stirn, doch wahrscheinlich, setzte er hinzu, ist das nur ein Reflex des Bewußtseins, das sich im Laufe der Jahre in meinem Kopf ausgebildet hat von den verschiedenen Schichten, die dort drunten auf dem

Grund der Stadt übereinandergewachsen sind. Auf dem Ödland zwischen dem Rangiergelände der Gare d'Austerlitz und dem Pont Tolbiac, auf dem heute diese Bibliothek sich erhebt, war beispielsweise bis zum Kriegsende ein großes Lager, in dem die Deutschen das gesamte von ihnen aus den Wohnungen der Pariser Juden geholte Beutegut zusammenbrachten. An die vierzigtausend Wohnungen, glaube ich, sagte Lemoine, sind es gewesen, die man damals ausgeräumt hat in einer monatelangen Aktion, für die der Fuhrpark der Vereinigung der Pariser Möbelspediteure requiriert und ein Heer von nicht weniger als fünfzehnhundert Packarbeitern zum Einsatz gebracht wurde. Alle, die in irgendeiner Form an diesem bis ins letzte durchorganisierten Enteignungs- und Weiterverwertungsprogramm beteiligt waren, sagte Lemoine, die federführenden und teilweise miteinander rivalisierenden Stäbe der Besatzungsmacht, die Finanz- und Steuerbehörden, die Einwohner- und Katasterämter, die Banken und Versicherungsagenturen, die Polizei, die Transportfirmen, die Hauseigentümer und Hausbesorger, hätten zweifellos gewußt, daß von den in Drancy Internierten wohl kaum einer jemals zurückkommen würde. Der Großteil der seinerzeit kurzerhand appropriierten Wertgegenstände, Guthaben, Aktien und Immobilien befindet sich ja, sagte Lemoine, bis heute in den

Händen der Stadt und des Staates. Und dort drunten auf dem Lagerplatz Austerlitz-Tolbiac stapelte sich in den Jahren ab 1942 alles, was unsere Zivilisation, sei es zur Verschönerung des Lebens, sei es zum bloßen Hausgebrauch, hervorgebracht hat, von Louis-XVI-Kommoden, Meißener Porzellan, Perserteppichen und ganzen Bibliotheken bis zum letzten Salz- und Pfefferstreuer. Es soll sogar, wie mir einer, der in dem Lager tätig gewesen ist, unlängst berichtet hat, sagte Lemoine, eigene Kartonschachteln gegeben haben für das aus den konfiszierten Geigenkästen sauberkeitshalber herausgenommene Kolophonium. Mehr als fünfhundert Kunsthistoriker, Antiquitätenhändler, Restaurateure, Tischler, Uhrmacher, Kürschner und Couturières, die man aus Drancy herbeigeht hatte und die bewacht wurden von einem Kontingent Soldaten aus Hinterindien, waren Tag für Tag vierzehn Stunden damit beschäftigt, die einlaufenden Güter instandzusetzen und nach ihrem Wert und ihrer Art zu sortieren – das Silberbesteck zum Silberbesteck, das Kochgeschirr zum Kochgeschirr, die Spielsachen zu den Spielsachen und so fort. Über siebenhundert Eisenbahnzüge sind von hier abgegangen in die zerstörten Städte des Reichs. Nicht selten, sagte Lemoine, werden auch in den Lagerhallen, die von den Häftlingen Les Galeries d'Austerlitz genannt wurden, aus Deutschland herbeige-

reiste Parteibonzen und in Paris stationierte höhere Chargen der SS und der Wehrmacht herumgegangen sein mit ihren Gemahlinnen oder anderen Damen, um sich eine Saloneinrichtung auszusuchen für die Villa im Grunewald, ein Sèvres-Service, einen Pelzmantel oder einen Pleyel. Die wertvollsten Sachen hat man, naturgemäß, nicht en gros in die ausgebombten Städte geschickt; wo sie hingekommen sind, das will heute niemand mehr wissen, wie ja überhaupt die ganze Geschichte im wahrsten Wortsinn begraben ist unter den Fundamenten der Grande Bibliothèque unseres pharaonischen Präsidenten, sagte Lemoine. Drunten auf den menschenleeren Promenaden verging der letzte Rest Helligkeit. Die Wipfel des Pinienwäldchens, die aus der Höhe einem grünen Moosgrund geglichen hatten, waren nur mehr ein gleichmäßig schwarzes Geviert. Eine Zeitlang, sagte Austerlitz, standen wir noch stillschweigend auf dem Belvedere beisammen und schauten hinaus auf die jetzt in ihrem Lichterglanz funkelnde Stadt.

*

Als ich mich kurz vor meiner Abreise aus Paris mit Austerlitz noch einmal zum Morgenkaffee am Boulevard Auguste Blanqui traf, sagte er mir, daß er tags zu-

vor von einem Mitarbeiter des Dokumentationszentrums in der rue Geoffroy-l'Asnier eine Nachricht erhalten habe, derzufolge Maximilian Aychenwald Ende 1942 in dem Lager Gurs interniert gewesen sei, und daß er, Austerlitz, diesen weit drunten im Süden, in den Vorbergen der Pyrenäen gelegenen Ort nun aufsuchen müsse. Sonderbarerweise, so sagte Austerlitz, habe er wenige Stunden nach unserer letzten Begegnung, als er, von der Bibliothèque Nationale herkommend, in der Gare d'Austerlitz umgestiegen

sei, die Vorahnung gehabt, daß er dem Vater sich annähere. Wie ich vielleicht wisse, sei am vergangenen Mittwoch ein Teil des Eisenbahnverkehrs wegen eines Streiks lahmgelegt worden, und in der aufgrund dessen in der Gare d'Austerlitz herrschenden ungewöhnlichen Stille sei ihm der Gedanke gekommen, der Vater habe von hier aus, von diesem seiner Wohnung in der rue Barrault zunächst gelegenen Bahnhof, Paris verlassen bald nach dem Einmarsch der Deutschen. Ich bildete mir ein, sagte Austerlitz, ihn



zu sehen, wie er sich bei der Abfahrt aus dem Abteifenster lehnt, und sah auch die weißen Dampf Wolken aufsteigen aus der schwerfällig sich in Bewegung setzenden Lokomotive. Halb benommen bin ich danach in dem Bahnhof herumgewandert, durch die labyrinthischen Unterführungen, über Fußgängerbrücken, treppauf und treppab. Dieser Bahnhof, sagte Austerlitz, ist für mich von jeher der rätselhafteste aller Pariser Bahnhöfe gewesen. Ich habe mich während meiner Studienzeit viele Stunden lang in ihm aufgehalten und sogar eine Art Denkschrift über seine Anlage und Geschichte verfaßt. Es hat mich damals besonders fasziniert, wie die von der Bastille herkommenden Métrozüge, nachdem sie die Seine überquert haben, über das eiserne Viadukt seitwärts in den oberen Stock des Bahnhofs hineinrollen, gewissermaßen verschluckt werden von der Fassade. Zu gleicher Zeit fühlte ich mich beunruhigt von der hinter dieser Fassade gelegenen, nur von einem spärlichen Licht erhellten und fast vollkommen leeren Halle, in der sich eine aus Balken und Brettern roh zusammengezimmerte Bühne mit galgenähnlichen Gerüsten und allerhand verrosteten Eisenhaken erhob, von der mir später gesagt wurde, daß sie zur Aufbewahrung von Fahrrädern diene. Als ich diese Bühne an einem Sonntagnachmittag mitten in der Ferienzeit zum erstenmal betreten hatte, war aber dort kein einziges Fahrrad zu sehen gewesen, und

möglicherweise hat sich mir deshalb, oder wegen der ausgerupften Taubenfedern, die überall auf den Bodenbrettern herumlagen, der Eindruck aufgedrängt, ich befinde mich am Ort eines ungesühnten Verbrechens. Im übrigen, sagte Austerlitz, existiert die sinistra Holzkonstruktion nach wie vor. Selbst die Federn der grauen Tauben sind noch nicht verweht. Und dann sind da diese dunklen Flecken, ausgelaufenes Schmieröl vielleicht oder Karbolineum oder etwas ganz anderes, man weiß es nicht. Unangenehm berührte mich auch, als ich an jenem Sonntagnachmittag auf dem Gerüst gestanden bin und durch das Zwielficht hinaufblickte gegen das kunstvolle Gitterwerk der Nordfassade, daß an ihrem oberen Rand, wie ich erst nach einer Weile bemerkte, zwei winzige, wahrscheinlich mit Reparaturen beschäftigte Figuren sich an Seilen



bewegten gleich schwarzen Spinnen in ihrem Netz. – Ich weiß nicht, sagte Austerlitz, was das alles bedeutet, und werde also weitersuchen nach meinem Vater und auch nach Marie de Verneuil. Es ging auf zwölf Uhr, als wir uns verabschiedeten vor der Métrostation Glacière. Früher, sagte Austerlitz zuletzt, sind hier draußen große Sümpfe gewesen, auf denen die Leute Schlittschuh liefen im Winter, genau wie vor dem Bishop's Gate in London, und überreichte mir die Schlüssel seines Hauses in der Alderney Street. Ich könne dort, wann immer ich wolle, sagte er, mein Quartier aufschlagen und die schwarzweißen Bilder studieren, die als einziges übrigbleiben würden von seinem Leben. Auch solle ich nicht verabsäumen, so sagte er noch, an dem Tor zu läuten, das eingelassen sei in die an sein Haus anschließende Ziegelmauer, denn hinter dieser Mauer befinde sich, was er von keinem seiner Fenster habe einsehen können, ein von Lindenbäumen und Fliederbüschen bewachsener Platz, auf dem man seit dem 18. Jahrhundert Mitglieder der aschkenasischen Gemeinde beigesetzt habe, unter anderem den Rabbi David Tevele Schiff und den Rabbi Samuel Falk, den Baal Schem von London. Er habe, sagte Austerlitz, den Friedhof, aus dem immer, wie er jetzt vermute, die Motten zu ihm ins Haus geflogen seien, erst wenige Tage vor seiner Abreise aus London entdeckt, als das in die Mauer ein-

gelassene Tor zum erstenmal in all den Jahren, die er gelebt habe in der Alderney Street, offengestanden sei. Drinnen spazierte eine vielleicht siebzigjährige, auffallend kleinwüchsige Frau, die Wärterin des Friedhofs, wie es sich herausstellte, in Hausschuhen über die zwischen den Gräbern hindurchführenden



Wege. Zu ihrer Seite, beinahe so groß wie sie selber, ging ein grau gewordener belgischer Schäferhund, der auf den Namen Billie hörte und sehr furchtsam war. In dem hellen Frühlingslicht, das die frisch ausgeschlagenen Lindenblätter durchstrahlte, hätte man meinen können, sagte Austerlitz zu mir, man sei eingetreten in eine Märchenerzählung, die, genau wie das Leben selber, älter geworden ist mit der verflossenen Zeit. Die Geschichte von dem Begräbnisplatz

in der Alderney Street, mit der Austerlitz von mir Abschied genommen hatte, wollte mir nicht mehr aus dem Sinn, und es kann sein, daß ich deshalb auf der Rückreise in Antwerpen ausgestiegen bin, um mir noch einmal das Nocturama anzusehen und hinauszu-
fahren nach Breendonk. Ich verbrachte eine unruhige Nacht in einem Hotel am Astridsplein, in einem brauntapezierten, häßlichen Zimmer, das nach rückwärts hinausging auf Brandmauern, Abluftkamine und flache, mit Stacheldraht voneinander getrennte



Dächer. Ich glaube, es war gerade irgendein Volksfest in der Stadt. Jedenfalls heulten bis in den frühen Morgen hinein die Martinshörner und Polizeisirenen. Beim Erwachen aus einem unguten Traum sah ich in Abständen von zehn bis zwölf Minuten die winzigen Silberpfeile der Flugzeuge den strahlendblauen Luft-
raum über den noch im Halbdunkel stehenden Häu-

sern durchqueren. Als ich das Flamingo Hotel – so hat es, wenn ich mich recht entsinne, geheißen – gegen acht Uhr verließ, lag drunten neben der Rezeption, hinter der niemand sich zeigte, eine aschfahle, etwa vierzigjährige Frau mit seitwärts verdrehten Augen auf einer hohen Bahre. Draußen auf dem Trottoir unterhielten sich zwei Sanitäter. Ich ging über den Astridsplein zum Bahnhof hinüber, kaufte mir einen Kaffee in einem Pappbecher und fuhr mit dem nächsten Vorortzug nach Mechelen, von wo aus ich die zehn Kilometer bis nach Willebroek zu Fuß zurücklegte, durch die Außenbezirke und die größtenteils schon zersiedelten Vorfelder der Stadt. Von dem, was ich auf diesem Weg gesehen habe, ist mir kaum noch etwas im Gedächtnis. Ich sehe nur noch ein auffallend schmales, tatsächlich nicht mehr als ein Zimmer breites Haus aus leberfarbenen Ziegeln, das in einem ebenso schmalen, von einer Thujenhecke umgebenen Grundstück stand und einen sehr belgischen Eindruck auf mich machte. Gleich neben diesem Haus verlief ein Kanal, auf dem gerade, als ich dort vorüberkam, ein langer Lastkahn, beladen mit Krautköpfen so groß und so rund wie Kanonenkugeln, anscheinend führerlos dahinglitt, ohne eine Spur zu hinterlassen auf der schwarzen Fläche des Wassers. Wie vor dreißig Jahren war es ungewöhnlich heiß geworden, bis ich in Willebroek ankam. Die Festung lag

unverändert auf der blaugrünen Insel, aber die Zahl der Besucher hatte offenbar zugenommen. Auf dem Parkplatz warteten mehrere Autobusse, während sich drinnen vor dem Kassenschalter und am Kiosk der Pfortnerloge eine Schar buntgekleideter Schulkinder drängten. Einige waren schon vorausgelaufen über die Brücke zu dem finsternen Tor, durch das ich mich diesmal, auch nach längerem Zögern, nicht hineintraute. Eine gewisse Zeit verbrachte ich in einem hölzernen Barackenbau, in dem die SS-Leute eine Druckerwerkstatt eingerichtet hatten zur Herstellung von diversen Formblättern und Glückwunschkarten. Das Dach und die Wände knisterten in der Hitze, und der Gedanke streifte mich, das Haar auf meinem Kopf könnte Feuer fangen wie das des heiligen Julian auf dem Weg durch die Wüste. Später saß ich noch an dem Graben, der die Festung umgibt. Über das Gelände der Strafkolonie hinweg sah ich in der Ferne, jenseits des Zauns und der Wachtürme, die immer weiter ins Umland vorrückenden Hochhäuser von Mechelen. Auf dem dunklen Wasser ruderte eine graue Gans, einmal ein Stück in die eine Richtung, dann in die andre wieder zurück. Nach einer Weile stieg sie ans Ufer und setzte sich nicht weitab von mir ins Gras. Ich holte aus meinem Rucksack das Buch heraus, das mir Austerlitz bei unserem ersten Treffen in Paris gegeben hatte. Es war von dem Londoner Li-

teraturwissenschaftler Dan Jacobson (einem mir all die Jahre hindurch unbekannt gebliebenen Kollegen, hatte Austerlitz gesagt) und handelte von der Suche des Autors nach seinem Großvater, dem Rabbi Yisrael Yehoshua Melamed, Heschel genannt. Die gesamte von Heschel auf den Enkel gekommene Hinterlassenschaft besteht aus einem Taschenkalender, einem russischen Ausweispapier, einem abgewetzten Brillenfutteral, in welchem, nebst den Brillengläsern, ein verblaßtes, halb schon zerfallenes Fetzen Seide liegt, und aus einer Studiophotographie, die Heschel zeigt in einem schwarzen Tuchrock und mit einem schwarzsamtenen Zylinderhut auf dem Kopf. Sein eines Auge, so wenigstens scheint es auf dem Einband des Buchs, ist verschattet; im anderen kann man, als ein weißes Fleckchen, das Lebenslicht noch erkennen, das erlosch, als Heschel, bald nach dem Ersten Weltkrieg, im Alter von dreiundfünfzig Jahren an einem Herzschlag verstarb. Wegen dieses zu frühen Todes ist es gewesen, daß Menuchah, die Frau des Rabbiners, sich im Jahr 1920 entschloß, mit ihren neun Kindern von Litauen nach Südafrika auszuwandern und daß, in weiterer Folge, Jacobson selber den größten Teil seiner Kindheit verbrachte in der neben den Diamantengruben von Kimberley gelegenen gleichnamigen Stadt. Die meisten der Gruben, so las ich an meinem Platz gegenüber der Festung von Bre-

Johann Wolfgang Goethe

DIVAN
OCCIDENTALE-ORIENTALE

A cura di Giorgio Cusatelli

Testo a fronte

Titolo originale *West-östlicher Divan*

© 1990 Giulio Einaudi editore s. p. a., Torino

ISBN 88-06-11695-9

Giulio Einaudi editore

Ilgire

Nord und West und Süd zersplittern,
Throne bersten, Reiche zittern,
Flüchte du, im reinen Osten
Patriarchenluft zu kosten,
5 Unter Lieben, Trinken, Singen
Soll dich Chisers Quell verjüngen.

Dort, im Reinen und im Rechten,
Will ich menschlichen Geschlechtern
In des Ursprungs Tiefe dringen,
10 Wo sie noch von Gott empfangen
Himmelslehr' in Erdesprachen
Und sich nicht den Kopf zerbrachen.

Wo sie Väter hoch verehrten,
Jeden fremden Dienst verwehrten;
15 Will mich freun der Jugendschranke:
Glaube weit, eng der Gedanke,
Wie das Wort so wichtig dort war,
Weil es ein gesprochen Wort war.

Will mich unter Hirten mischen,
20 An Oasen mich erfrischen,
Wenn mit Karawanen wandle,
Schal, Kaffee und Moschus handle;
Jeden Pfad will ich betreten
Von der Wüste zu den Städten.

25 Bösen Felsweg auf und nieder
Trösten, Hafis, deine Lieder,
Wenn der Führer mit Entzücken
Von des Maultiers hohem Rücken

Egira

Il nord, il sud si sfascia, l'occidente,
saltano troni, regni vacillano:
tu rifugiati in oriente,
dei patriarchi gusta l'aria pura,
5 tra gli amori, il vino, i canti,
la fonte di Chiser ti rifà giovane.

In purezza ed in giustizia
laggiú voglio penetrare
il principio profondo delle genti,
10 quando ancora prendevano da Dio
in lingua terrena dottrina celeste,
senza doversi rompere il capo.

Quando i padri tenevano in onore
e rifiutavano culti stranieri;
15 di gioventú voglio godere i limiti:
la fede immensa ed il pensiero stretto,
come pesava allora la parola
perché parola parlata era.

Voglio mettermi insieme a quei pastori,
20 dissetarmi alle oasi,
andare in giro con le carovane
a commerciare scialli, caffè, muschio,
tutte le piste voglio praticare
che vanno dal deserto alle città.

25 L'aspro cammino su giú tra rupi
i tuoi canti, Hafis, confortano,
quando li attacca in estasi la guida
dalla groppa alta del mulo,

Singt, die Sterne zu erwecken
 30 Und die Räuber zu erschrecken.

Will in Bädern und in Schenken,
 Heil'ger Hafis, dein gedenken,
 Wenn den Schleier Liebchen lüftet,
 Schüttelnd Ambralocken düftet.
 35 Ja, des Dichters Liebellüstern
 Machе selbst die Huris lüstern.

Wolltet ihr ihm dies beneiden
 Oder etwa gar verleiden,
 Wisset nur, daß Dichterworte
 40 Um des Paradieses Pforte
 Immer leise klopfend schweben,
 Sich erbittend ew'ges Leben.

100

BUCH DES UNMUTS

Morgen habe denn das Rechte
 10 Seine Freunde wohlgesinnet,
 Wenn nur heute noch das Schlechte
 Vollen Platz und Gunst gewinnt.

Wer nicht von dreitausend Jahren
 Sich weiß Rechenschaft zu geben,
 15 Bleib im Dunkeln unerfahren,
 Mag von Tag zu Tage leben.

Sonst, wenn man den heiligen Koran zitierte,
 Nannte man die Sure, den Vers dazu,
 Und jeder Moslem, wie sich's gebührte,
 Fühlte sein Gewissen in Respekt und Ruh'.
 5 Die neuen Derwische wissen's nicht besser,
 Sie schwatzen das Alte, das Neue dazu.
 Die Verwirrung wird täglich größer,
 O heiliger Koran! O ewige Ruh'!

per ridestare le stelle
 10 e spaventare i briganti.

A te voglio pensare, sacro Hafis,
 tra le taverne e i bagni,
 quando il velo alza la bella
 e scuote dalla chioma olezzo d'ambra.
 15 Che sian del poeta i sussurri amorosi
 a far palpitare persino le urî.

Se per questo l'invidiate
 e cercate d'angustiarlo,
 si sappia: le parole dei poeti
 40 alle porte del cielo sempre aleggiano,
 e bussando piano piano
 vita ottengono in eterno.

LIBRO DEL MALUMORE

101

Che domani il bene, dunque,
 10 abbia amici generosi,
 purché oggi il male ancora
 trovi spazio e gradimento.

Chi non sa darsi ragione
 di tremila anni e passa,
 15 resti al buio, pivellino,
 viva sol di giorno in giorno.

Un tempo, chi citava dal Corano,
 menzionava la sura, e dopo il verso,
 e d'ogni mussulmano la coscienza,
 come s'addice, era rispetto e pace.
 5 Questi nuovi dervisci non fan meglio,
 cicalano sul vecchio, e in più sul nuovo.
 La confusione aumenta tutti i giorni.
 Corano benedetto! Pace eterna!